

K. K. HOFFMANN & CO.
VERLAGS-ANSTALT
931 II.

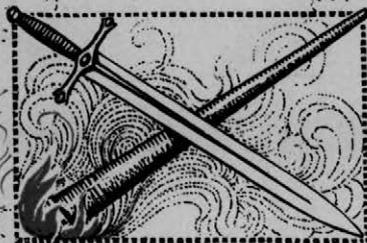
Der europäische Krieg

und der Weltkrieg
historische Darstellung
der Kriegsergebnisse von 1914-15

Von

Andreas Hemberger

Mit vielen Illustrationen, Karten und Plänen



A. Hartleben's Verlag

Wien und Leipzig

(Alle Rechte, auch das der Übersetzung vorbehalten)

A. Kartleben's Volks=Atlas.

86 Hauptkarten und 84 Nebenkarten in
125 Kartenheften.

Mit erläuterndem Text und alphabetischem Namenregister.
Fünfte, vollkommen umgearbeitete und erweiterte Auf-
lage. Groß-Solio-Format. In Halbleiderband 18 K = 15 M.

A. Kartleben's Kleiner Volks=Atlas.

24 Hauptkarten und 29 Nebenkarten auf
41 Kartenheften.

Ergänzender Text von Hans Wapferhofer. Zweite, neu-
bearbeitete Aufl. Groß-Solio-Format. Geb. 8 K = M. 7.20.

A. Kartleben's Kleiner Hand=Atlas über alle Teile der Erde.

Enthaltend 40 Hauptkarten und 38 Nebenkarten
in 60 Kartenheften.

Ergänzender Text von Hans Wapferhofer. Zweite, neu-
bearbeitete Auflage. Groß-Solio-Format. Geb. 10 K = 9 M.

A. Kartleben's Universal- Hand=Atlas.

93 Hauptkarten und 112 Nebenkarten auf 126 Karten-
seiten zur mathematischen, physikalischen, politischen und
historischen Geographie. Mit einem begleitenden Texte
nebst vollständigem Register von Dr. Friedrich Amsauf
und Dr. Franz Seiberich.
Groß-Solio-Format. In Halbleiderband 25 K = M. 22.50.

Schiffahrt und Seewesen.

Darstellung der gesamten praktischen und sport-
lichen maritimen Einrichtungen und Verhält-
nisse der Gegenwart.

Von Franz Freyherrn von Sunkl.

Mit 370 Abbildungen und 3 Karten. 28 Bogen. Größtes
Oktav. In Originalleinband 24 K = 20 M.

A. Kartleben's Kleines Statist. Taschenbuch über alle Länder der Erde.

Erscheint jährlich neu.

Bearbeitet von Prof. Dr. Friedrich Amsauf. 8 Bogen.
Duodez. Gebunden K 1.60 = M. 1.50.

Erscheint jährlich neu. A. Kartleben's Statistisch. Tabelle jährlich neu. über alle Staaten der Erde.

Übersichtliche Zusammenstellung von Regierungsform,
Staatsoberhaupt, Chronofolge, Flächeninhalt, absoluter
und relativer Bevölkerung, Staatsfinanzen, Handelsflotte,
Handel, Eisenbahnen usw. nach den neuesten Angaben
für jeden einzelnen Staat. Ein großes Tableau (70:100 cm).
Gesamt 60 h = 50 Pf.

Abriß über die Luftschiffahrt und Flugtechnik.

Von Oberstleutnant Hermann Soernes. Mit 53 Abbil-
dungen. 12 Bogen. Klein-Oktav. Gebdn. K 2.20 = 2 M.

Die Luftschiffahrt der Gegenwart.

Von Hauptmann Hermann Soernes. Mit einer Tafel und
161 Abbild. 18 Bogen. Groß-Oktav. Gebdn. K 5.50 = 5 M.

Leitfaden der Luftschiffahrt und Flugtechnik.

Von Dr. Edmund Amsauf, em. f. l. Universitätsadjunkt
an der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik.
Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 338 Abbild.
34 Bogen. Groß-Oktav. In Originalband 15 K = M. 13.50.

Die Flugmaschinen.

Theorie und Praxis. Berechnung der Drachensieger und
Schraubensieger. Von Georg Wehner, Maschinen-
ingenieur, Hofrat, Professor i. R. Mit 100 Abbildungen
und 2 Tafeln. 11 Bogen. Groß-Oktav. Geh. 12 K = 10 M.
In Halbleider gebunden K 14.40 = 12 M.

Das moderne Automobil.

Seine Konstruktion und Behandlung. Von A. Parzer-
Wälsbacher. Zweite, vollständig neu bearbeitete und
vermehrte Auflage. Mit 334 instruktiven Abbildungen.
21 Bogen. Oktav. Gebunden 10 K = 9 M.

Der Amateur-Astronom.

Von Gideon Pleger. Mit vielen Abbildungen. 16 Bogen.
Klein-Oktav. Gebunden K 2.20 = 2 M.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen aus:



A. Kartleben's Verlag in Wien und Leipzig



meldeten, daß sie aus dem Raume von Wjelun vorbreche; es handelte sich um die Streitkräfte, von denen die amtlichen deutschen Berichte feststellten, daß sich westlich von K o w o r a d o m s k neue Kämpfe entwickelten. Ihre wichtigste Aufgabe war zunächst die Feststellung der zur Entlastung der bedrohten Armee im Norden hergeholtten russischen Kräfte aus Südpolen. Die Gruppe bestand aus deutschen und österr.-ungar. Truppen; sie gelangte zunächst bis westlich von P i o t r k o w und erschwerte die Verbindung der russischen Heeresmassen in Polen nicht unwesentlich.

Während der deutsche linke Flügel bei L o w i c z unter starkem feindlichen Druck zurückging, erfolgte ein Angriff auf seine Flanke aus der Richtung Warschau und in seinem Rücken. Dort traten die um die Mitte des Monats nach Ploetz zurückgeschlagenen Truppen auf, verstärkt durch Teile der 1. russischen Armee (Kennenstampf). Es gelang den Russen, einen Teil der deutschen Truppen einzukreisen. In einem dreitägigen Kampfe von unerhörter Wucht wurde aber den Russen die Beute entzogen, die sie schon so sicher zu halten meinten, daß die Siegesmeldungen in die Welt gesandt wurden. Die bedrängten Deutschen hieben sich durch und brachten aus der Schlacht noch 12.000 Gefangene mit. Der amtliche Bericht über diese Waffentat nennt sie „eine der schönsten des Feldzuges“.

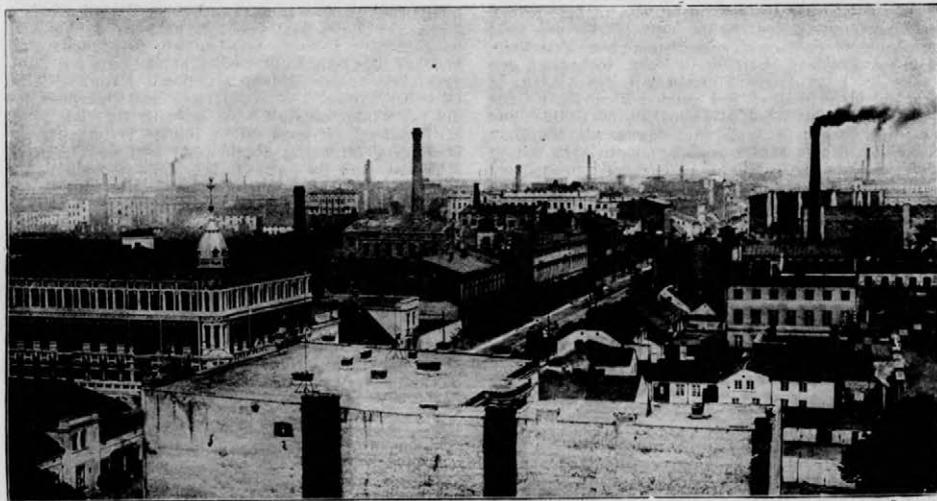
Raum hatten die deutschen Hauptkräfte die einige Tage schwer bedrängten Truppen aufgenommen und wütende Angriffe der nachdrän-

genden Russen auf einer Front, die etwa von Strzlow aus, das in den russischen Berichten mehrmals genannt wird, nordwärts bis an die Weichsel ging, unter furchtbaren Verlusten für den Feind abgewiesen, so wurde schon wieder die durch die russische Einkreisung nur verzögerte Offensive aufgenommen. Der linke deutsche Flügel gewann wieder Boden und konnte bald im Raume von Lowitz wieder auftreten. Gleichzeitig wurde aber auch die russische Hauptmacht von Lodz einem starken Druck ausgesetzt. Der ungeheuer erbitterte Kampf endigte am 6. Dezember mit der E i n n a h m e dieser Stadt durch die Deutschen, womit ein weiterer Abschnitt des Feldzuges in Polen abgeschlossen wurde.

Die Einnahme von Lodz bedeutete einen großen, durchgreifenden Erfolg. Die Russen hatten so große Verluste, daß nach amtlicher deutscher Mitteilung nicht einmal bei Tannenberg so viele russische Leichen auf den Schlachtfeldern lagen, wie nach diesen heftigen Kämpfen in Russisch-Polen.

Aus den Kämpfen um Lowitz und Lodz.

Das interessanteste und auch militärisch eines der wichtigsten Ereignisse war die Sprengung der russischen Einschließung durch eine deutsche Armeegruppe, die sich nicht nur aus der Umklammerung befreien, sondern auch noch 12.000 russische Gefangene machen konnte. Ein Mittkämpfer schildert diese außerordentliche, bei-



Ansicht der Kreishauptstadt Lodz.

©. 3a. 3.

spiellose Waffentat unterm 27. November 1914 in folgender höchst anschaulicher Weise:

... Ich hatte gestern, vorgestern und vorvorgestern schon mehrfach diese Striche unter meine Lebensrechnung gezogen — nun darf ich wieder an einen neuen Lebensabschnitt denken. — Wir haben sehr aufregende, an Grauen und Schrecken reiche Tage hinter uns, Tage aber, die der Division ewigen Ruhm eingebracht haben. Das Schicksal hatte seine schwere Hand auf uns gelegt; unter dem Druck lösten sich alle Hüllen von unseren Seelen. Da zeigte sich, was der einzelne Krieger galt: Gott sei Dank, die Zahl der echten Männer war größer als die der Jaghaften, Kleinmütigen. Den Mutigen war das Glück hold; wir haben über eine Übermacht gesiegt, deren Größe die meisten erst in der Stunde der Entscheidung erkannten.

Die feindliche Armee bei Lody, bei der sich der Großfürst Nikolaj Nikolajewitsch befunden haben soll, war von uns eingeschlossen worden. Hätten wir genügend Zeit gehabt, so wäre es uns gelungen, die ganze Armee zu vernichten; unser Ring war zwar dünn, aber aus hartem Metall. In Erkenntnis der Lage wurde aus Lody ein Flieger nach Warschau entsandt, um Hilfe für die bedrängten Russen herbeizuschaffen. Bei Kondewe ging dieser Flieger im Bereich unserer Truppen nieder in der Annahme, das russische Hilfskorps gefunden zu haben. Die Meldung, die uns mit ihm in die Hände fiel, spornte uns zu größter Eile an. Schon am nächsten Tage waren wir in Wisnitno, in unmittelbarer Nähe der Stadt Lody. Wir haben die Schlote der Stadt, die wie Ausrufungszeichen aus der schlaffen Landhaft emporgaragen. Unsere Geschütze sprachen wie die Falaunen des Jüngsten Gerichts. Kolporteurs aus Lody, die wir angehalten haben, weil ihre Entfernung aus der belagerten Stadt unseren Verdacht erregte, berichteten, daß ganze Straßenzellen wegreragt worden seien; die Brücke, das Elektrizitätswerk sind zerstört; Tausende von Soldaten und friedlichen Einwohnern sind getötet worden. In ihrer Wut über unsere unbegreiflichen Erfolge stürzten sich die Russen auf die Juden und töteten dreißig, vierzig von ihnen, weil sie in ihnen unsere Freunde und Helfer sahen. Als der letzte Samstag sich in die Farben des Sonnenunterganges hüllte, besetzten die aus Lody aufsteigenden dunklen Qualmwolken das Feiertfeld. War der Großfürst wirklich in Lody, so durften die Russen an seine Verhandlungen mit uns denken, so gern das viele in ihrer Not getan hätten. Ohne Hilfe von außen trauten sich die Leutchen aber nicht aus der Falle heraus. Eine Verstäubung mit Warschau war nötig. Als es dunkel geworden war, sahen wir in Richtung Lody und Richtung Warschau merkwürdige teile, breite und schmale Lichtstreifen die Wolkenswand zerschneiden. Unbeweglich standen sie über loderbenden Feuerbränden, die das Granatenfeuer entzündet zu haben schienen. Aber an einen gewöhnlichen Feuersehein, unbeabsichtigte Spiegelung und ähnliches wollte keiner von uns glauben. Wir erinnerten uns des merkwürdigen „Kometen“, den wir vor Jarzi gesehen hatten. Sollten wir jetzt sechs, sieben solcher Kometen vor uns, über uns haben? Kein Zweifel, die Belagerten verflüchteten sich durch Lichtsignale mit den anrückenden Entsatzgruppen. —

In Sterniewice ausgeladen, waren sibirische, blitzblank ausgerüstete Mannschaften, die 29 Tage durch Eis und Schnee in wohlgeheizten Eisenbahnwagen und dicken Pelzen hiehergeschafft worden waren, im Anmarsch auf Rawa im Süden und früher von uns passierte Ostschaffen im Norden. Am Sonntag trafen bei uns sehr beunruhigende Meldungen ein. Bregjino, wo sich unsere Verwundeten befanden, sei im Besitz der anrückenden Russen, unsere Rückzugslinie sei abgeschnitten, wir wären eingekreist. ... Gleichzeitig blieben

Nachrichten von Kolonnen aus, deren Erhaltung für uns eine Lebensfrage war. Ein Adjutant war 40 Kilometer weit — Sporen in den Weichen — geritten, um erschöpft und bleich seine schwerwiegenden, beunruhigenden Meldungen vom Nachbarortspost vorzutragen. Der General sagte: „Wir wollen siegen, denke ich. Wer darf mir hier von Rückzug, Verlusten von Städten und Kolonnen sprechen. Was verloren ist, muß wiedergewonnen werden“, so ungefähr drückte sich der General aus. Trotzdem bemächtigte sich der meisten zunächst eine Beklemmtheit.

Von Stunde zu Stunde warteten wir auf den Befehl, uns in der Richtung, aus der wir tags zuvor gekommen waren, in Bewegung zu setzen. Am Abend erhielten wir, nachdem wir uns die frierenden Beine in den Leib gestanden hatten, den Befehl, nach W. ... unterm vorigen Quartier, zurück zu marschieren. Dort angekommen, hatten wir uns auf der Straße zu gedulden, bis sich die in dem Dorf befindlichen, mit neuen Befehlen versehenen Truppenteile aneinander vorbeigewunden und wieder in Marsch gesetzt hatten. Ich stellte mich mit drei Kameraden unter das Dach einer wärmenden Schmiede. Hinter der Häuserreihe des Dorfes krepitierten die Granaten. Sind die Russen im Anmarsch aus Lody, wollen sie unseren Ring durchbrechen? Ein Wirbeln, Quieten, Säufen, Donnern, Rasseln — ein entsetzlicher, schwarzer, betäubender, erständiger chaotischer Wirrwarr um mich. Ich bin auf den Knien. Ich denke, das Haus stürzt und begräbt mich unter sich. Sekundenlang, mir scheint minutenlang, verliere ich die Besinnung. Als ich zu mir komme, dringt durch die schwarze Rauch- und Staubwolke ein Lichtschimmer zu mir. Ein Ausgang. Ich erhebe mich, ohne erst meine Glieder zu betasten, die von Dachspalten und Ziegeln getroffen worden sind, wankt hinaus aus der Schmiede. Draußen ein entsetzliches Bild der Verwirrung; alles haftet, jagt durcheinander; drei tote Pferde vor der Schmiede; im Graben umgeflürzte Wagen; was sich bewegen kann, stutet zurück, woher es gekommen ist; die Kolonne wird zerrissen. Ich erkenne einen Kameraden, er ist von der in der Schmiede krepitierten Granate verwundet worden, noch geht er, jetzt sinkt er; zwei weitere Kameraden gesellen sich zu ihm, er wird auf einen Wagen gehoben. Durch den Aufenthalt sind wir vollends von unserer davongeeilten Kolonne abgetrennt. Schrapnells werden uns von den Russen nachgeschickt. Gott sei Dank, nach einer halben Stunde hatten wir wieder ziemlich alles beisammen. Die Einzelheiten über das, was sich auf der Straße abgespielt hat, habe ich erst nach Stunden erfahren, da mein Gehör infolge der starken Erschütterung zeitweilig abgeschwächt war und ich selbst mich noch halb im Zustande des Taumels befand.

In W. ... verbrachten wir noch eine Nacht, trotz des Geschehens im alten Quartier neben der Schmiede. Von eigentlicher Ruhe war kaum die Rede. Früh brachen wir auf und schlossen uns einer viele Kilometer langen Bagentolonne an, die sich südöstlich fortbewegte. Wir gaben es auf, die Russen in Lody festzuhalten; wir versuchten unsehrseits, den Ring der Russen zu durchbrechen. In schöner Ordnung ging der Marsch vorwärts. Aus Lody folgte uns der Feind nicht weit. Wir hatten also in der Hauptsache den Feind zu erledigen, der uns von Rawa nahte. Außer unseren eigenen Wagen, Geschüßen, Geräten mußten wir große Beute, 6000 Gefangene (es waren in Wirklichkeit 12.000) mit uns führen. Die größte Sorge machten uns die Verwundeten, die, notdürftig auf Wagen untergebracht, beim Fahren über die hartgefrorenen Feldwege und Ackerfurchen stöhnten und schrien. Einige starben unterwegs und wurden am Wege begraben. Um die Mittagzeit hatten wir den Stad erreicht, der sich in unmittelbarer Nähe des neuen Schlachtfeldes aufhielt. Das Gefecht war in vollem Gange. Auf einem Abhang

an einem Waldessaum führten unsere Wagen auf, Hunderte — fast unübersehbar. Ein reichsdeutscher Buchhalter aus Lody, der des Krieges wegen noch immer einsam in seiner Sommerwohnung hauste, nahm in seinem Hause auf, wen es irgend fassen konnte. Aus einer erbeuteten russischen Feldküche holten wir unsern Essen und ließen es uns schmecken. ... Da knatterten im Walde Infanterieschüsse. Ein Singen und Pfeifen in der Luft; die Geschosse suchten uns. Aus dem Walde bricht eine Schützenkette, wirft sich hin, feuert, springt auf, eilt vor, wirft sich wieder hin, eine neue Schützenkette bricht hervor. ...

Was nun folgte, läßt sich schwer beschreiben. Die Hunderte von Wagen machten recht, raselten den Berg hinauf, Geschrei, Geläute. Endlich wird ein hundertfaches „Halt!“ laut. Die Wagen lassen sich erst nach einer längeren Weile zum Stehen bringen. Es wird laut kommandiert: „Alles, was Gewehre oder Karabiner hat, nach vorn!“ Ich brauchte nicht lange nach meinem Gewehr zu suchen; es lag geladen und gesichert in meiner Hand. Ich eile nach vorn. Schnell wird eine Kompanie gebildet, ein Leutnant übernimmt die Führung. An sieben toten Kanonieren vorbei eilen wir dem Waldessaum zu. Die Russen fliehen. Ausgeschwärmt suchen wir den Wald ab. Wir sind auf einem richtigen Schlachtfelde. Nach einer Stunde haben wir, ohne daß ein Schuß gefallen wäre, 60—70 Russen gefangen.

In der hereinbrechenden Dämmerung hatte ich nicht gesehen, daß sich meine Kameraden vom Stabe aus der langgestreckten Schützenlinie gelöst hatten, um nach erledigter Aufgabe zu der verteidigten Bagage zurückzukehren. Ich blieb bei der Kompanie und marschierte weiter, bis wir zu einer Waldblocke kamen, über die die feindlichen Schrapnells zu Dutzenden plagten. Hier stießen wir auf mehrere Kompanien des Kaiser- und des ... Regiments. Ich wurde der ersten Kompanie dieses Regiments zugeteilt. In der Dunkelheit ging's nun lautlos weiter. Bald ging der Mond auf. Wir kommen an einem steingelassenen russischen Geschütz vorbei, begegnen an zwei Schützen von uns aufgestellten Maschinengewehren. ... Der Feind hat sich weiter und weiter zurückgezogen. Der Ueberfall auf die Bagage war von einer vorgezogenen russischen Kompanie ausgeführt worden; jetzt nähern wir uns offenbar der Hauptmasse des Feindes. Nach geräumter Weile wird Halt befohlen; wir sind mehrere Kilometer nach Nordosten vorgezogen. Ganz unerwartet pfeifen da mit einem Male wieder die Kugeln um uns, gefährliche Querschläger. Die erfahrene alten Knaben, mit denen ich marschiert bin, legen sich ohne weitere Aufforderung glatt auf den Boden, das Gesicht in das schneebedeckte Moos gebettet. In einiger Entfernung von unserer Kompanie ist eine andere Abtheilung vorgegangen; die erwidert das feindliche Feuer, das immer lebhafter wird.

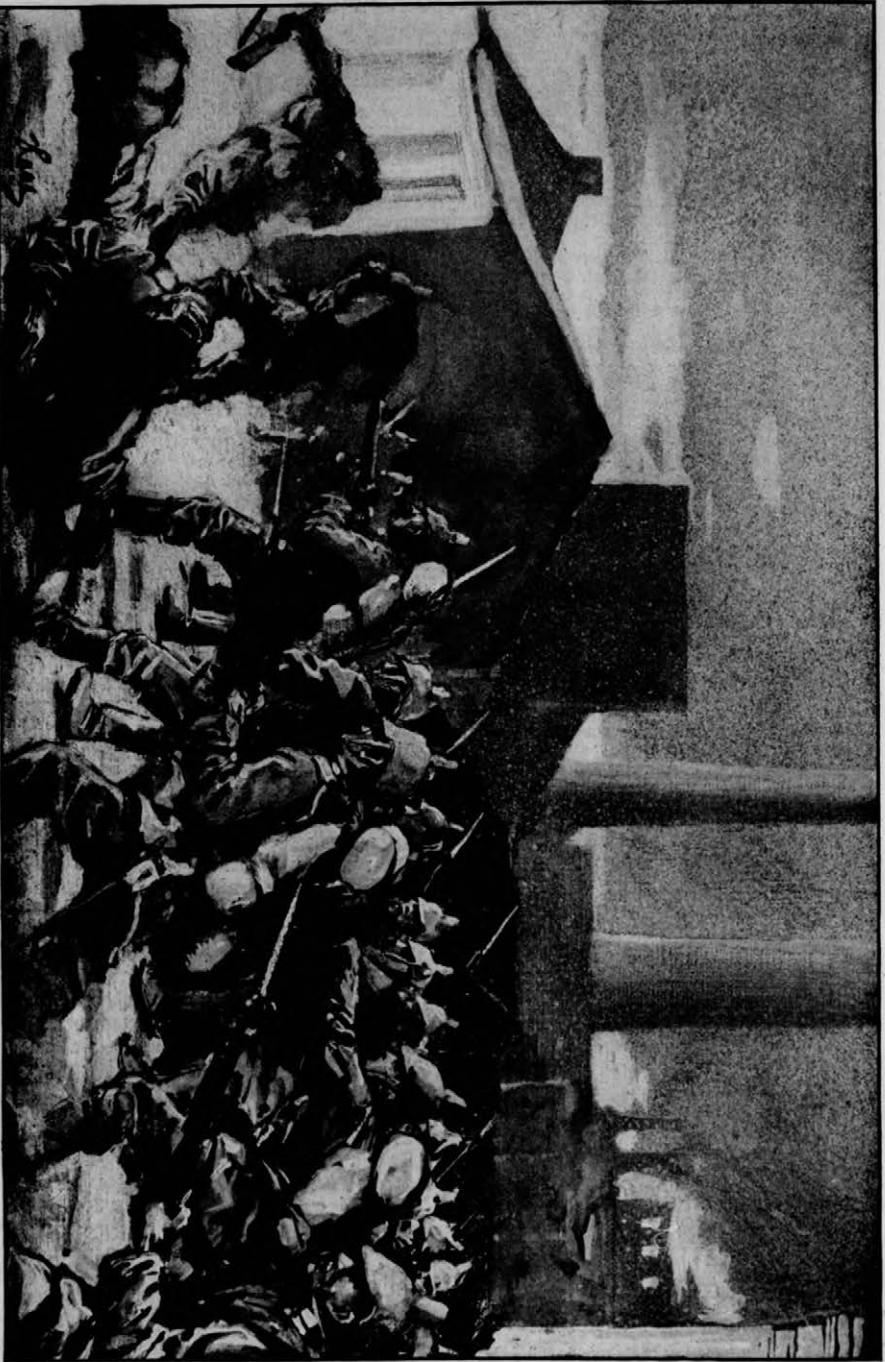
Nach zehn Minuten bricht das Feuer ab, nach weiteren fünf Minuten ertönt weit vor uns halb rechts ein vielstimmiges Hurra; die Unsrigen führen. Kein Ende nimmt das Hurra. Ein Hornsignal und wieder ein Signal gebieten Halt. Das Hurra aber will nicht verstummen. Als es still wird, erheben wir uns und marschieren, Seitengewehr aufgezogen, weiter. In gleichmäßiger Folge wiederholen sich die beschriebenen Vorgänge, bis wir die Landstraße erreicht haben. Hier finde ich die Pferdestation unseres Stabes wieder.

Das Geschütz war für diesen Tag erledigt. Wir hatten den Übergang über den Bahndamm, den Durchmarsch durch den Wald erkaufte. Bald war auch die Geschützbagage des Stabes zur Stelle. Nicht ohne Besorgnis hörte ich nach einer Stunde weiteren Marches hinter uns Maschinengewehr- und Infanteriefeuer. Der Feind bedrängte wieder unsere große Bagage. — Der Dunkelheit wegen und wegen des Ausbleibens der Befehle verbrachten wir die Nacht in

einem Dorfe am Wege. In den dunklen Häusern lagen noch etliche verwundete und unverwundete Russen. Aus dem nahen Walde sprengten mitten in der Nacht drei Kofalen ins Dorf, die niedergeknallt wurden. Der Feind war also in der Nähe. In kalten, engen Räumen warteten wir des Befehles zum Aufbruch, der indessen erst nach Sonnenaufgang erfolgte. Wir erfuhren durch einen Meldeiter, daß es einer Brigade unserer Division gelungen war, nachts die Stadt B... zu erreichen und zu erkümmern. Damit war in der Hauptsache das Schicksal unserer Division entschieden: wir hatten Anschluß an unsere Truppenteile im Norden gefunden, der Rückzug war gesichert. Abgesehen davon: der Feind war geschlagen, wir hatten Tausende von Gefangenen gemacht. ...

In der Stadt Lody sah es keineswegs sehr erfreulich aus. Der Kriegsausbruch führte in Lody wie an anderen Orten Rußlands zu brutalen Ausschreitungen gegen die Deutschen. Die Polizisten drangen nachts in die Häuser, weckten die Bewohner auf unsanfte, russische Art und man verfuhr mit den zu Tode Erstochenen sehr summarisch. Die Wehrpflichtigen wurden verhaftet und wie Verbrecher in Gefängnisse geworfen, die übrigen abtransportiert. Unter dem Vorwand von Hausuntersuchungen drangen immerfort Leute in die Wohnungen ein, „konfiszierten“, was verdächtig, das heißt wertvoll war, und machten sich ein Hauptvergnügen daraus, die Bilder des deutschen Kaisers zu zerstören. Für einzelne angesehene Deutsche gab es auch spezielle Aufmerksamkeit. Man verhaftete sie nach Gutdünken wegen Spionage. Unter diesem Vorwand wurden beispielsweise zwei deutsche Fabrikanten fortgeschleppt. Der Zustand, in dem sich die zur Ausweisung Bestimmten befanden, war haarsträubend. Niemand wußte, was Schreckliches von den Russen geplant wurde. Auf den Plätzen massierten sich Tausende von Menschen mit schreckensbleichen Gesichtern, tannten planlos durcheinander und wurden von den behördlichen Organen zur größeren Eile „ermahnt“.

Als am nächsten Tage die Dunkelheit kam und die Sammelplätze mit Ausgewiesenen erdrückend voll besetzt waren, machten sich Soldaten den gemüthlichen Spaß, im Galopp durch die angestaute Menge zu reiten! Auf den Bahnhöfen herrschte wilde Panik. 40.000 bis 50.000 Menschen sollten in einem Tage abtransportiert werden. Man zwängte sie in Viehwaggons, in die man 80 bis 100 Leute preßte. Mit einer ansehnlichen Kubelsumme konnte man allerdings die patriotische Bersekerwut der Exekutivorgane zähmen, Reiseauschub und kleine Bequemlichkeiten erkaufen. Aber die Mehrzahl der armen Menschen drangsalierte man entsehrlich. Die Männer wurden in entfernte Orte oder nach Sibirien verschickt. Die Frauen, die rohen Belästigungen ausgesetzt waren, wurden wie Ware verladen und ins Innere von Rußland abge-



Genärmung der Gorkhats von Sibir durch die deutsche Infanterie.

Kriegsministerium, Originalzeichnung von G. Spon.

führt. Eben war man mit dem Abtransport der Deutschen fertig, als die Nachricht in Lodz einlangte, daß die Deutschen in Kalisch seien. Einige Tage später zogen zunächst 2000 Mann ein. In Babianice hatte man ungeheure Massen Kuchen gebacken und empfing die Soldaten herzlich, indem man sie reichlich bewirtete. Der Aufenthalt der Deutschen war aber zunächst ein kurzer. Einer Übermacht von 25.000 Russen mußten sie auf kurze Zeit weichen. Ein paar Stunden später waren wieder die Russen in der Stadt. Voran zogen Kosaken und Tscheressen, die einen schrecklich verstümmelten Offizier mit sich schleppten, dem ein Arm abgehakt worden war. Der Mob umheulte den Unglücklichen. Aber am 8. Oktober zogen die Deutschen neuerdings in Lodz ein. Die Russen waren schon vor zwei Tagen zum größten Teil nach Warschau geflohen. Zwei Militärautos mit sieben deutschen Offizieren bildeten die Vorhut des deutschen Anmarsches. Dann kamen zwei Radfahrdetachements in einer Stärke von 110 Mann. In wenigen Tagen hatte Lodz einen vorläufigen Gouverneur, es kamen neue Truppenmassen an, die gegen Warschau zogen. Das Stadtbild war vollkommen verändert. Es zog deutsche Ordnung und Ruhe in Lodz ein.

Die Deutschen mußten indes wieder zurückgenommen werden und erst im Dezember erfolgte die dauernde Besetzung dieses wirtschaftlich wichtigsten und auch strategisch bedeutungsvollen Punktes Polens. Daß es in einer Stadt, die wiederholt den Herrn gewechselt hatte, um die auf das heftigste gestämpft worden war, traurig genug aussehen mußte, ist selbstverständlich. Ein russischer Flüchtling, dem es gelungen war, einige Zeit nach der Besetzung durch die Deutschen aus Lodz zu entkommen, erzählte in einer Petersburger Zeitung über seine Wahrnehmungen:

Es muß zugegeben werden, daß die Deutschen sich die größte Mühe geben, die Gerechtigkeit der Bevölkerung der von ihnen besetzten Stadt zu erlangen. Aus diesem Grunde wird von allen Vergeltungsmaßnahmen abgesehen. Die Erlaubnis zu einer Fahrt nach Warschau wird aber Privatpersonen trotz alledem rundweg verweigert. Ein Kaufmann, der seinen schwer erkrankten Sohn in Warschau besuchen wollte, erhielt sie ausnahmsweise; man entließ ihn mit den Worten: „Sie dürfen reisen; erzählen Sie aber alles, was Sie hier gesehen haben.“ Unterwegs sind viele deutsche Kaufleute anzutreffen. Am Fahrkartenhalter wird der Erlaubnisschein einer Prüfung unterzogen. Die Fahrt dauert jetzt mindestens drei Stunden. In Sterniewice, wo der Zug hält, steht an Stelle des zusammengefallenen Bahnhofes ein hölzerner Warteschuppen.

Was nun das Leben in Lodz angeht, so zeigten sich die Deutschen in der ersten Zeit meist nur in der Piotrowska-Straße, wo alle Läden geschlossen waren. Die Stadt schien wie ausgestorben zu sein. Die Deutschen verlangten jedoch bald, daß die Läden, besonders die Kolonialwarengeschäfte, wieder geöffnet würden;

freilich war in vielen Geschäften oft alles wüst und leer, weil in den aufregenden Tagen der Besetzung die Waren vergriffen (!) worden waren. Der Kommandant v. Liebhart ersuchte, bald nachdem er in die Stadt eingezogen war, in einer öffentlichen Bekanntmachung die aufgeregte Bevölkerung, sich ruhig zu verhalten und unbesorgt ihren Geschäften nachzugehen. Der Kommandant lud darauf einen katholischen Geistlichen, den evangelischen Pastor, den Rabbiner und Vertreter des Gemeindevorstandes und des Magistrats zu sich in die Kanzlei und legte in ihre Hand die Verantwortung dafür, daß kein Mißverständnis, keine Unzufriedenheit Platz greife und die Durchführung der von ihm angeordneten Maßregeln unbehindert erfolge. Für alle Waren, deren Lieferung man von den Fabrikanten und Kaufleuten verlangte, wurden Quittungen mit der Unterschrift des Kommandanten ausgegeben. Dann erteilte man die Fabrikanten, deren Fabriken geschlossen waren, zur Wiederveröffnung ihrer Betriebe und versorgte sie auch mit Kohlen.

Kurz nach dem Einzug der Deutschen machte sich eine große Leuerung geltend, und Lebensmittel wurden für ärmere Leute beinahe unerreichbar. Der Kommandant ordnete deshalb an, daß zwei Mühlen in Betrieb gesetzt würden; insolge dessen fiel der Preis des Mehles, das vorher aus Wielun und Sieradz herbeigeschafft werden mußte; dann kostete das Brot $7\frac{1}{2}$ Kopeten per Pfund, Kartoffeln 1 Rubel 60 Kopeten der Scheffel, Steintohlen ebensoviel. An Tabak und Zigaretten herrschte Mangel; die minderwertigste Tabaksorte kostet 6–8 Rubel und ist sehr schwer aufzutreiben. In der nächsten Zeit sind durch deutsche Kaufleute viele Konserven, Vläche, Zigarren und Kaffee eingeführt worden, Produkte, für die gern hohe Preise gezahlt werden, da sie sonst fast gar nicht zu haben waren. Die Bevölkerung von Lodz ist im allgemeinen damit beschäftigt, ihre Häuser und Wohnungen, die durch die Besetzung beschädigt wurden, wieder in Ordnung zu bringen. Einige Straßen bieten jetzt noch ein Bild der Zerstörung, viele Häuser halten sich nur noch durch eiserne Stützen. Den Familien der Reservisten wird vom Stadtausschuß eine wöchentliche Unterstützung von vier Rubel gewährt und außerdem freie Wohnung in augenblicklich verlassenen Häusern. Die jüdische Gemeinde hat einen besonderen Hilfsausschuß. Im ganzen wird zur Linderung der großen Not recht viel getan; trotzdem luchen viele Leute ihrem Unglück durch die Flucht zu entgehen, ohne zu bedenken, daß sie in Warschau und in anderen Städten einem noch weit größeren Elend preisgegeben sein dürften.

Soweit der russische Flüchtling, der von dem Elend in Lodz und Umgebung nur nebenbei spricht. Ein deutscher Kriegsberichterstatter, der im Dezember das Schlachtfeld bei Lodz besucht hat, entwirft ein schauerliches Bild der Leiden, die über die Zivilbevölkerung hereingebrochen waren. Er erzählt unter anderem:

Friß-fröhlicher Krieg — das ist gewiß ein schönes Wort für alle die, die an Trompetenschmetter denken, an glanzvolle Reiterkavallerie, die in das feindliche Fußvolk hineinragen, die Massen niederrennen und sie zu Paaren treiben. In Wirklichkeit ist es trotz des Gedröhnes der Geschütze und des Knatterns des Kleingewehrfeuers ein stummes, lautloses Ringen, ein erbarmungsloses zähes Wüten, dessen Folgen auch diejenigen sehen möchten, die diesen fürcht-

baren Krieg entsacht und entfesselt haben. Wer sieht, was diese Wochen des Kampfes an Verheerungen und Verwüstungen angerichtet haben, der kann sich eines tiefen Gefühles der Dankbarkeit nicht entschlagen, daß es gelungen ist, diese Schrecknisse unserem Vaterlande zu eripieren. Gemiß, Teile von Ostpreußen und des Westens haben gelitten, aber das große Vaterland ist glücklich freigeblichen.

Was hier von Einzelnen an hingebender Tapferkeit, an Überwindung unsäglichler Schwierigkeiten, an Ausdauer und Furchtlosigkeit von Seiten der deutschen Truppen geleistet wurde, bleibt ein unvergängliches Blatt in der Ruhmesgeschichte der deutschen Armee. Man muß die russischen Stellungen gesehen haben, die nicht ohne Zäsigkeit verteidigt wurden, um ermaßen zu können, was deutsche Soldaten zu leisten vermögen. Schließlich ist es ja gleichgültig, wie alle die polnischen Ortschaften heißen, die Lodz in weitem Kreise umranken. Überall arbeitet der Handwebstuhl für die Großindustrie, überall blüht die Heimarbeit, Schätze sind dabei auch bei uns nicht zu erwerben, aber hier, wo auch nicht der geringste Schimmer eines Arbeiterlohnes besteht, hört mit dem Ende der Arbeitsmöglichkeit auch jede Möglichkeit des Lebens auf.

Um nur eine der vielen Ortschaften, die durch den Krieg vernichtet worden sind, zu nennen: Konstantinow. Ein Flecken von großer Ausdehnung und weilkäufiger Anlage, ein Weberdorf. Man weiß nicht, wie es hier im Frieden aussieht, aber die Schlacht hat hier ebenso furchtbar gehaust, wie überall auf dieser ungeheuren Front. Merkwürdigerweise sind hier beim Eingang zum Dorf auf der einen Seite alle Häuser unbeschädigt geblieben, während auf der anderen Seite alles in Trümmern lag. Nur wenige Automobilmotoren später aber sah man den ganzen Jammer. Eine große Fabrik, die Vorderfront fast ganz bloßgelegt, in den stehenden Wänden alle Fenster zertrümmert, aus den klaffenden Wänden hingen die Webstühle halb heraus. Vor der Fabrik standen die Arbeiter finster blickend. Und noch weiter Trostlosigkeit über Trostlosigkeit. Niedergebrannte Straßenzüge, nur rauchgeschwärzte Schornsteine ragten wie drohende Warnungszeichen in die Luft. Von allen Seiten strömten die Leute herbei, alte und junge Frauen, die weinten, und Männer, die tiefernst blickten. Was diese Leute von den Greuelthaten der Russen erzählten, war geradezu erschütternd. Die Menschen hatten nur das, was sie auf dem Leibe trugen; was die Russen nicht mitnehmen oder augenblicklich verwenden konnten, hatten sie zerstört, sogar die Stellen ausfindig gemacht, wo man Kartoffeln und andere Lebensmittel oder sonstige Hab-

seligkeiten vergraben hatte. Alles wurde ruiniert oder fortgeschleppt, Morbatten waren an der Tagesordnung, um ein paar Stiefel wurden Männer erschossen oder niedergestochen und ihrer Fußbekleidung beraubt.

Und merkwürdig! Keiner von all den Menschen sprach Polnisch, alle einen fast unverständlichen schlesischen Dialekt. Es war natürlich keine Zeit, noch Gelegenheit, um ethnologische Untersuchungen anzustellen, nur eine steinalte Frau sagte ungefähr: „Mein Gott, wir sind ja russische Untertanen, aber unsere Großväter und Urgroßväter sind doch von drüben hergekommen, man kann uns doch nicht verhungern lassen.“ Ich versuchte sie zu trösten. Die deutsche Regierung werde für alle sorgen. Es seien große Zufuhren unterwegs, die in ganz kurzer Zeit eintreffen werden. „Ja, aber wenn die Russen wiederkommen?“ fragte die Alte verzweifelt. Alle standen vor den niedrigen einstöckigen kleinen Häusern, die auf der einen Straßenseite stehen geblieben waren.

Wahrhaft Elend genug, sogar in Überfülle. Es ist ja ganz natürlich, daß die deutschen Behörden in diesen ersten Tagen nicht überall und sofort energisch durchgreifen konnten. Auf dem weiten Marktplatz steht irgendein russisches öffentliches Gebäude, wahrscheinlich das Rathaus. Schmutzig und verfallen, mit großer russischer Aufschrift. Hier wurden von russischen Beamten die Kleidungsstücke, Möbel und Nahrungsmittel versteigert, die den Einwohnern gehörten und die jeder einzelne selbstverständlich als sein Eigentum erkannte. Wer aber sein Eigentum zurückhalten wollte, mußte eine Gebühr von einem Rubel bezahlen. Allgemein war die Ansicht vertreten, daß diese Sorte von Beamten sich noch im letzten Augenblick an den Armen der Armen bereichern wollte. Ein Mann zeigte mir mehrere Säcke Mehl, die er von einem Pachtstück geerntet hatte und die ihm gehörten und mit deren Hilfe er durch den Winter zu kommen hoffte — sie wurden ihm vorenthalten, weil er kein Geld besaß, um sie auszulösen. Ich weiß nicht, wofür mich der Mann hielt, es drängte ihn aber, sich auszusprechen, und den Gesichtsausdruck und die wilden Worte des großen starkknöchigen Mannes hätten ihn in russischer Zeit sicher in den Kerker gebracht.

Weiter zogen wir in das Land hinaus, immer an den Schlachtlinien entlang. Zerstörte Dörfer, in Trümmern liegende Gutshöfe, Mühlenwerte, deren Maschinenteile in den rieselnden Bächen lagen, zerstörte und vereinzelte Bewohner und überall unsere prächtigen Landwehren und der unentwegte Landsturm. Auf allen Wegen aber Kolonnen, die unserer vordringenden Armee nacheilten.

Spät abends kehren wir heim. Wie große Geisterschatten ziehen die großen weißen Planwagen der Kolonnen vorbei. Plötzlich zuckt, wie ein gewaltiger Scheinwerfer, dann Blitz auf Blitz und ein Gluschein wie von einer großen Feuersbrunst. Es brennt nicht, es ist ein nächtlicher Artilleriekampf, der in nicht allzu weiter Ferne tobt. Der knatternde Motor läßt den Schall nicht vernehmen, nur dies drohende flam-

mende Feuerzeichen mit den regelmäßigen, in genau denselben Zwischenräumen erfolgenden Blitzstrahlen gibt uns Zeugnis davon, daß dahinter die Waffen noch nicht ruhen. Fast eine halbe Automobilstunde begleitet uns der Feuerchein mit seinen Blitzen, es muß also eine ziemlich ausgedehnte Front sein, an der gekämpft wird, da wir doch wahrscheinlich nur einen Teil davon sehen konnten. . . .

In Ostpreußen.

Von den Russengreueln in Ostpreußen, die bei Tannenberg ihre furchtbare Sühne fanden, ist ausführlich die Rede gewesen. In furchtbarer Hast vollzog sich der Rückzug der Trümmer der russischen Armee; nach Ende September 1914 waren die Felder zu beiden Seiten der Rückzugsstraße übersät mit zurückgelassenen Munitionswagen, Trainfuhrwerken, Proben, Feldküchen und Packwagen. Trotz der Niederlage in den majurischen Seen gaben indes die Russen den Versuch nicht auf, in Ostpreußen festen Fuß zu fassen, und es gelang ihnen, da die deutschen Truppen zum größten Teil südwärts abgezogen waren, da und dort wieder einzubringen. Wie sich die Verhältnisse in einer ostpreußischen Grenzstadt gestaltet hatten, und wie sich die Kämpfe an der Grenze entwickelten, davon entwirft der Kriegsberichterstatler J. v. K o j i k i ein anschauliches Bild, dem wir folgendes entnehmen:

Vor ein paar Tagen wurden wir früh um 3 Uhr benachrichtigt, daß das Armees-Oberkommando um 7 Uhr verladen wurde. Die Abreise war noch ungewiß. So standen und saßen wir bis abends 9 Uhr auf dem Bahnhof herum. Dann Abfahrt. Die Nacht auf einer Holzbank gelegen, zwanzigmal durch Kälte geweckt, herumgesprungen zur Erwärmung. Ankunft früh um 6 Uhr. Bei kaltem Regen drei Stunden Wohnung- und Stalluche in einer verlassenen, ausgeraubten Stadt. Endlich gelandet in einer kalten, schmuckigen Wohnung ohne Betten. Und doch können im Hinblick auf die Bielen, die Wochen in den Schützengraben verbringen müssen, die meisten Offiziere das Gefühl der Beschämung nicht los werden — über den Luxus der vier Wände und des Daches über dem Kopf, des Stuhles und Tisches, der Trodengellegenheit für die nassen Kleider, der Kochstelle, die nicht in Regen und Wind steht. . . .

Gestern mittag klingelte der Polizeibeamte in den Straßen aus, die Zivilbevölkerung werde aufgefordert, die Stadt zu räumen; wohl nur eine Vorichtsmaßregel. Man könnte es nicht darauf ankommen lassen, die schuklose Bevölkerung den Russen preiszugeben. Nur ein Viertel der Einwohner war anwesend, diese erst kürzlich zurückgekehrt. Aber wie schnell all diese Menschen in Bewegung kommen, wie sie im Regen über die Straßen hasten, in die Kaufhäuser und Wohnungen, dann die Gasse nach dem Bahnhof hinab mit Bündeln und Säcken, Kisten und Körben, Handwagen und Kinderwagen. Ein Postbeamter raste mit einer einräderigen Karre über das Ra Kentopfpflaster, ein

kleines Mädchen führt den mühselig humpelnden Großvater an der Hand. Ein anderer Alter schleppt sich auf Krücken vorwärts. Zwei Kinder stehen vor einer verschlossenen Tür und schauen verängstigt nach der Mutter aus, die noch ein Paket aus dem Hause holt. Eine junge Frau hat ein Kind auf dem Arme, mit der anderen Hand trägt sie ein schweres Paket. Sie kann kaum weiter. Ein paar Burtschen überholen sie. Wir rufen ihnen zu, der Frau das Paket abzunehmen. Umsonst! Jeder hat mit sich zu tun, jede Rücksicht schwindet. Wir nehmen das Paket. Fragen, wo der Mann sei. Im Kriege, vom ersten Tage an. Auf dem Bahnhof ein langer Zug mit Verwundeten und Kranken, stille Leute auf Stroh gebettet; andere in den Abteilen steden die Köpfe aus dem Fenster. In andere Wagen werden Flüchtlinge verladen, die Alten hinaufgezogen und gehalten, Kinder und Pakete hinaufgerückt. Auf dem Nebengleis kommt ein Zug aus Stallupönen; auch Flüchtlinge darin. Geht der Zug weiter? Wohin? Wann? Hundert Fragen im Gewühl. Eine Frau weint laut, auf ihrem Gepäck sitzend. Die meisten sind gefacht. In den Gängen des Bahnhofsbauhauses Gedränge. Frauen und Kinder weit vorwiegend. Ich winde mich durch und trete in den Wartesaum. Seltamer Anblick: Der große Saal ganz verlassen; nur ein kleines Kind still spielend auf dem Fußboden. In einem Laden steht ein weißbärtiger Mann: „Was soll ich jetzt aber machen?“ — „Nott, stehen!“ — „Ja, aber meine Sachen. Ich habe 40 Stüd Vieh, eine große Wirtschaft.“ — „Lassen Sie das Vieh hinaus und fahren Sie fort.“ — „Wenn ich doch könnte meinen Sohn treffen. Er ist beim Landsturm eingezogen. Ich bin allein mit meinen zwei Töchtern. Alle Leute weg. Aber wo ist mein Sohn?“ Er wiederholt immer die Fragen: „Was soll ich jetzt machen?“ und: „Wo ist mein Sohn?“ Es ist ein großer, ruhiger, sympathischer Mann. Kein Katolser von Natur. Aber ein Bauer mit tausend Wurzeln an die Scholle fest gewachsen. Das Losreihen ist weit schwerer noch und schmerzhafter als in der Stadt. Auf dem Marktplatz sitzen hertenlose Hunde mit fragenden Blicken, glauben in der Ferne ihren Herrn zu erkennen, rennen darauf zu und kehren enttäuscht um. Und immer neue Scharen strömen zum Bahnhof. Not, Not — herbe, harte Not überall. Wie ein schwerer Flug pflügt sie den Ader der Seelen. . . .

An der russischen Grenze ist ein heftiges Gefecht im Gange. Aus Wielikiz wurden die Russen gestern hinausgeworfen. Man sieht deutlich, wie sie ihre etagenweise an den Hügel und unten auf der Wiefe gebauten Erdhöhlen in Eile verlassen. In einem Hause liegen noch ein paar Tote, die von unseren Leuten darin überrascht wurden. Heute standen unsere schweren Geschütze nahe beim Dorfe, die Feldbatterien vor entfernteren Gehöften und an einem Weisenflunde. Von einem Viadukt aus waren sie deutlich zu sehen. Den



Deutsche Kavallerie schlägt russischen Kavalleriekörper östlich Lomitz zurück.

Blitzen, die in regelmäßigen Abständen aus den Rohren zuckten, folgte das Krachen und das Sausen der fliegenden Geschosse als kaum unterbrochenes Geräusch. Die Proben und Munitionswagen standen in zwei eng zusammengedrängten Staffeln vor einer Baumgruppe und an einer Scheune. Von Zeit zu Zeit galoppierte ein Reiter heran, dann setzte sich ein Munitionswagen nach den Geschützen zu in Trab. Zweimal trugen je vier Träger einen Verwundeten übers Feld, obwohl ich nur in der Nähe des einen Geschützes Granaten einschlagen und Schrapnelle plagen sah.

Wir lassen die schwere Waffe hinter uns und folgen der Straße nach dem anderthalb Kilometer entfernten Walde. An seiner jenseitigen Kante soll unsere Infanterie in Schützengraben liegen. Auf der Straße reitet ein Bursche das Pferd seines Majors langsam hin und her, einige Offizierspferde stehen mit ihren Hütern in einer kleinen Scheune am Waldrand. Der Wald macht zunächst den Eindruck einer Festung, hinter deren Mauern man sicher ist. Bald aber müssen wir über eine Lichtung, dann wieder durch einen Waldstreifen und abermals über eine Lichtung. Der Feind, von dem wir selbst keine Spur sehen, mußte uns bemerkt haben, denn die Geschosse beginnen plötzlich uns in der Nähe zu begrüßen. Vor den Füßen spritzt die Erde zuweilen merkwürdig auf und die Kugeln pfeifen und blasen einem so fortgesetzt um die Ohren, daß man aus dem Kopfschütteln nicht herauskommt. Den letzten Waldstreifen konnten wir nicht völlig durchdringen. Die vermeintliche Festung erwies sich immer deutlicher als weitmäliges Sieb, das die feindlichen Geschosse unbehindert durchließ. Nur selten wurde eines von einem Baumstamm aufgehalten. Ein merkwürdigeres Waldtonzert, aus dieses Donnern, Sausen, Pfeifen, Einschlagen und Explodieren in allen Stärken und

Tonarten durcheinander und widerhallend, kann man sich kaum vorstellen.

Beim Zurückgehen übers Feld — in „Schützenlinie“ wegen der auch hier noch einschlagenden Geschosse — traf ich zwei Verwundete mit Handschüssen. Die Leute waren Nacht und Tag im Schützengraben gewesen und hatten einen Mordshunger. Hinter dem Dorfe brodelten die Feldlücken, die nicht nur Verwundeten und Versprengten, sondern auch Flüchtlingen nach Möglichkeit Gastfreundschaft gewähren.

Von Wielitzken fuhren wir über Dombrowa nach dem rechten Flügel der Gefechtslinie. Links der Straße war ein Gehöft in Brand geschossen. Ich sah erst eine kopfgroße Flamme aus dem Dach springen, die sich rasch vergrößerte, bis nach fünf Minuten das Gebäude als geschlossene Flammengarbe zum Himmel loberte. Die Bewohner des Dorfes, die zum Teil während der Russentage hier geblieben, zum Teil wiedergekehrt waren, begannen angesichts des heftigen Kampfes auszuweichen. Bepackte Fuhrer standen auf den Höfen, andere waren schon unterwegs. Ein Leiterwagen voller verummter Kinder. Füllen liefen nebenher, Kühe und Schafe wurden getrieben. Leute ohne Gepanck, meist Frauen, schleppten mühsam große Pakete. Niemand von ihnen tut eine Frage, ergeben ziehen sie ihres Weges. Niemand hält sie auch zurück, wiewohl das Gefecht überall günstig steht. Wer kann die Launen der Kriegsgöttin vorauslagen?

Auf einem Feldwege trafen wir ein Paar Gruppen Soldaten von verschiedenen Regimentern, die langsam, wie unschlüssig, daharzogen: Versprengte, die nach ihrer Truppe suchten, von Etappe zu Etappe sich durchfragen mußten. Auf dem rechten Flügel gaben die schweren Geschütze nur noch wenige Schüsse ab, worauf sie samt ihrer Infanteriedeckung die Stellung wechselten.

Dann nahm jeder unserer Wagen ein paar Verdündete mit, die nach Marggrabowa ins Feldlazarett marschierten. Wir hatten zwei Landwehrjäger; einem war die Hand zerhossen, er war ohne Tornister und Gewehr. Die Pferdebede, die wir ihm umhingen, zeigte hinterher einen großen Blutfleck. Der andere war durch ein Maschinengewehr verwundet worden.

„Wir lagen am Waldbrand,“ so erzählte er, „und sollten die Russen aus ihrer Stellung werfen, die ungefähr 800 Meter vor uns eingegraben lagen. Wir gehen also vor und ich bin gerade dabei, mit dem Spaten einen kleinen Kopfschuß aufzuwerfen. Da hör' ich von rechts etwas näher kommen und seh' den Ader aufspritzen, als wänn ein unsichtbares Tier ganz schnell auf mich zurennt. Plötzlich fährt es mir durch den Kopf, daß es Maschinengewehrfeuer ist. Ich habe noch gerade Zeit, mich hinter meinen Hügel zu werfen, da ist es auch schon da, und ich spür' einen Schmerz in der Wade. Mich packte eine solche Wut, daß ich meine fünf Kugeln erst noch langsam rüberhieß, dann bin ich zurüdgezogen und hab' Gewehr und Tornister hinter mir hergezogen. Erst konnt' ich nicht von der Stelle und es tat verdammt weh. Dann hab' ich mir das Dings aus der Wunde geholt. Es war kein Gefchoß, sondern das Korn von einem Gewehr. Muß meinem Nebenmann abgeschlagen sein. Na, in vierzehn Tagen ipätestens bin ich wieder hier.“

Ein großer Infanterist mit rotblondem Vollbart ging des Weges. Er sah unter einer bluttriefenden Stirnwunde trotzig hervor und marschierte stramm, als täme er eben aus der Garnison. Dazwischen trafen wir Leiterwagen mit Schwerverletzten und große Autos vom Roten Kreuz jagten hinaus, denn es war ein heißer Tag.

Beim Abendbrot saß am Nebentisch ein Offizier mit einem frischen Schuß durch den Oberarm, in der Nähe der Schulter der Einschuß: ein Loch im Armel und ein handgroßer Blutfleck. Unweit des Ellbogens,

auf der Rückseite, hatte die Kugel Arm und Armel verfallen.

Die Erstürmung von Pabbeln.

Es würde zu weit führen, wollten wir alle Gesechte, die im Laufe der Monate in Ostpreußen, an und jenseits der russischen Grenze sich abspielten, hier des näheren erörtern. Einer Episode aber sei noch gedacht; sie ist typisch für die Kämpfe in dieser vom Krieg so schwer heimgesuchten Gegend. Anfangs November unternahmen die Russen einen Offensivstoß gegen Sztittkehmen, der jedoch blutig zusammenbrach. Daran schlossen sich heftige Kämpfe bei Endtuhnen.

Auf dem südlichen Teil dieses Kampfabschnittes hatten inzwischen deutsche Kräfte, die das 20. russische Korps gegen die Romintener Heide zurückgeworfen hatten, zurückgenommen werden müssen, da von Suwalki über Goldap das 2. kaulafische Korps heranrückte, das den deutschen Truppen sonst in die Planke gekommen wäre. Die deutschen Korps gingen auf eine besonders günstige Linie zurück.

Auf den beiden Parallelstraßen, die von Klein-Kummetzchen nach Gumbinnen abzweigen, gingen nun die Russen mit zwei Korps gegen Gumbinnen vor. Es wurde beabsichtigt, diesen Stoß aufzuhalten, die Russen, sobald sie



Eine Abteilung gefangener Russen aus den Kämpfen von Lodz.

in geeigneter Lage marschierten, aus der deutschen Linie heraus aufzujuchen.

Stärkere Truppenteile von deutscher Seite waren von Darkehmen her in Richtung Goldap angefezt. Die Russen wurden dabei zu solch eiligem Rückzug gezwungen, daß ihre Bewegung fast in Flucht ausartete, die erst hinter Goldap zum Stillstand kam.

Auf jeden Fall waren durch diese Kämpfe die Kräfte des deutschen Zentrums auf sich angewiesen und mußten einen heftigen Frontalsturmangriff des 20. und von Teilen des 2. kausassischen Korps zurückerdrängen.

Bei Babeln befand sich das Zentrum dieser Kämpfe, über die ein Augenzeuge berichtet:

Bei einer Mühle machten wir halt. Sie war Beobachtungspost für schwere Artillerie. Ich stieg die schmale Holzleiter hinauf und sah durch das kleine Fenster nach vorn. Rechts leitwärts lag ein Dorf, das von russischen Schrapnell überschüttet wurde. Zweitausend Meter vor mir lag Babeln, das unsere schwere Artillerie in Brand schoß. Die Flammen leuchteten schon überall hoch. Mit dem bloßen Auge konnte man die deutschen Schützengräben sehen, die nur leichthin angelegt waren.

Eine Weile stand ich auf der kleinen Brücke, die von der Mühle zur Treppe führte. Da brummte es, wie das Summen von großen Känen. Rechts neben mir schlägt es in das Holzgeländer ein. Über dem Kopf umtobt es. Es ist heißer, in den Mißraum zurückzutreten. Ein Stadtwerk höher hat man glänzende Beobachtung. Fast jeder Schuß unserer schweren Artillerie sßt an der richtigen Stelle.

Eine leichte Batterie fährt in der Nähe der Mühle auf, neben uns auf dem freien Feld graben sich eilig die Beobachter ein. Es ist erstaunlich, daß die Russen die Mühle nicht beschießen. Da fängt es auch schon an zu heulen. Eine Granate schlägt genau in der Batterie ein. Atemlose Spannung. „Keine Verluste“, meldet nach einer Weile der Leutnant.

Neben einer mächtigen Tanne trepiert die zweite Granate, es werden ein paar Zweige zerfchlagen, weiter ist kein Erfolg.

Unsere schwere Batterie feuert ununterbrochen. Jetzt erscheinen die russischen Schrapnellwolken, die lange Zeit mit fast tomischer Regelmäßigkeit ein paar hundert Meter hinter der Mühle geplagt sind — immer an der gleichen Stelle, an der sich ein kleiner Obstgarten befand — plötzlich vor der Mühle. „Unser“ Hauptmann schließt für einen Augenblick den Schieber. Die Beharrlichkeit der Russen ist diesmal nicht groß, sie haben jetzt auch mit unserer Infanterie zu tun. In langen Ketten geht die deutsche Infanterie nördlich von Babeln vorwärts. Auf der Höhe kommen sie in Granatfeuer. Ich sehe durch das Glas ein paar Mann fallen. Es geht zurück in eine kleine Mulde, in der gesammelt wird. Weiter südlich stehen hinter einer langgestreckten Scheune dichte Infanteriemassen im Ausschwärmen bereit. Ich sehe, wie die Maschinengewehre langsam nach vorn getragen werden. Ein Mann fällt, ein anderer schleppt das Gewehr weiter. Ich sehe, wie der Gefallene trampsfart die Füße hochhebt. Er stirbt dort, ich weiß es, aber ich schaue nur auf die dünne springende Reihe des Rastenburger Grenadierregiments, das gegen das brennende Babeln sich stürt. Sie verschwinden hinter den Säuern. Ich fühle in allen Fibern, wie wir vorrücken. Auch nördlich haben wir inzwischen die Höhe überschritten. Reservisten schieben sich vorwärts in die Mulde.

Unsere schwere Artillerie feuert ununterbrochen: „Der Eingang von Babeln ist von uns besetzt“, schreit der Offizier am Scherenfernrohr. Die Korrekturen werden jetzt zehnmeterweise gegeben. Die Freunde vom Beobachtungszentrum wird laut, fast jauchend.

„Da! Mitten rein!“ ruft der Major. „Schnellfeuer!“ geht der Befehl nach unten. „Die Russen fliehen in ganzen Scharen, wir haben sie gefaßt.“ „2200 Meter, 2300 Meter, 2500 Meter... Schnellfeuer!“

Die Schlacht läuft vorwärts.

Wir verlassen die Mühle, wir müssen mit. Das lehmige Feld hält die Füße ordentlich fest. Unser Hauptmann ist nach vorn gegangen, sich zu orientieren. Da er lustig und lebendig auf der Höhe neben einem Heuschöber steht, nehme ich an, daß es richtig ist, ihm zu folgen. Der Rauch von den Geschützen und den brennenden Dörfern lagert über dem Feld. Wir sind bald an den Reservisten vorbei. Wir gehen alle schnell, unbewußt schnell vorwärts. Ich höre es nicht mehr, daß die Kugeln sausen und daß die Granaten heulen. Ich bin im Geschichtnebel und gehe vorwärts. Jedes andere Gefühl erstickt vor diesem „Vorwärts!“

Russische Gefangene liegen haufenweise auf dem Feld. Ein Mann hat einen Granatsplitter in den Schädel bekommen, das Gehirn quillt weich heraus, trahend bewegt er ununterbrochen die Hand. Ein deutscher Gefreiter ist beim Vorwärtspringen von der Kugel getroffen worden, sein Gesicht ist in die Erde gegraben. Durch den Körper geht eine leise zuckende Bewegung, als ich vorbeikomme. Dann liegt er still.

An einer Stelle liegen zwei Feldgraue dicht nebeneinander, der eine scheint dabei gefallen zu sein, wie er dem anderen Hilfe bringen wollte.

Mit unheimlicher Schnelligkeit entfernt sich das Infanteriefeuer nach vorn. Die Reservisten schieben sich in dichten Schwärmen heran. Die russische Artillerie hat mit dem Feuern fast aufgehört. Sie scheint Stellung zu wechseln.

Unsere schweren Batterien feuern ununterbrochen.

Im Galopp geht eine Feldbatterie hinter dem letzten Haufe des langgestreckten Dorfes Babeln in Stellung. Der Richtkreis ist bereits vorbereitet. Nach ein paar Minuten dröhnt schon der erste Schuß.

Ich durchschreite einen großen Wirtshausgarten. Hier ist das Bild der Flucht: Dutzende von fortgeworfenen Gewehren, Patronentaschen, Brotbeuteln, Wasserflaschen liegen durcheinander, ein paar Russen bluten in gekrümmter Stellung, einer lehnt beinahe aufrecht an einer Tannehecke, durch die er sich flüchten wollte, als ihn der Schuß traf.

Die Häuser werden durchsucht. Aus einer Tür wird ein Kusse gehoben, der sich noch mit Gewehr verstedt hatte. In einer Scheune sst die Säuberungskompagnie mit dem Bajonet in das süßhohe Stroh. Russische Hilferufe schreien auf. Das Stroh färbt sich dunkelrot. „Nachher schießen die Hunde aus dem Stroh“, sagt die Wache. „Das machen sie gern.“

Große Trupps von Gefangenen werden die Straße hinuntergeführt. Sie sammeln sich bald zu langen Zügen, die kumpffinnig nach rückwärts trotten.

In einem Pferdestall sst auf einer Tragbahre ein russischer Offizier vom kausassischen Regiment Luchum. Er hat einen Schrapnellschuß bekommen. Die kurze Pfeife läßt er keinen Augenblick aus dem Mund. Er sst mit allen Kräften Haltung zu wahren. Auffallend ist, wie wenig die gefangenen Mannschaften, die dabei stehen, sich um den Offizier kümmern. Sie beantworten auch oft voreilig die Fragen, die an den Verbundenen gerichtet werden.

Auf der Landstraße trabt ein Stab vorbei. Durch Staubwolken sieht man die Fahnen des Roten Kreuzes

wehen, das herannahet. Die Ärzte und Träger suchen die Felder ab, über denen eben wieder Schrapnellwolken erscheinen.

Die Kuffen scheinen sich noch einmal zum Widerstand aufzuraffen. Der Kommandeur der Kastenburger Grenadiere macht einen Augenblick halt.

„Meine Grenadiere!“ jagt der Oberstleutnant und sieht nach vorwärts, als ob er sie vorn ein paar hundert Meter weiter in der Schützenglinie sehen könne. „Sie haben sie stürmen sehen.“

Ein Offizier bringt einen Befehl.

„Das Regiment rückt vor“, jagt der Oberstleutnant, und als er sich verabschiedet, sind seine Augen mit unbestimmtem Ausdruck in die Ferne gerichtet, als ob sie auf den Hügeln von Koszemetzen und Esterfallen den Sieg winken sehen.

Es gibt Siege, die so langsam wirken, daß man sie kaum fühlt. Dieser hier war wie ein funkelnder Trunt. Er schlug wie mit Adlerflügeln über den Regimenten. Die anrückenden Truppen sangen.

Gleichzeitig kommt die Meldung, daß eine Division von Darkeben die Kuffen vor sich her treibt.

Der Schützengraben ist jetzt nahe. Die Fliegen summen, aber ich gehe weiter. Eine große Papiermühle lobert vor uns in mächtigen Flammengarben auf. Auf einem Stückchen Feld ducken wir uns plötzlich wie auf Kommando. Es ist fast komisch, mit welcher Gleichmäßigkeit wir die Suche ausnützen. Das sind keine verlorenen Geschosse, wir sind im russischen Feuer, und wir wenden uns doch lieber nach der Straße. Wir gehen im Graben weiter. Die Fenster der Fabrik sind zum Teil noch nicht gesprungen, die dunkelrote Glut leuchtet unheimlich aus ihnen heraus und zeichnet es wie Blutsfaden auf der gelben Grasnarbe.

Das russische Feuer wird wieder stärker. Schrapnelle erscheinen. Die Dämmerung beginnt. Wir geben uns auf den Rückweg, diesmal die Straße entlang. Die Kuffen versuchen, den Rückzug mit Artillerie zu decken und beschließen mit verblühender Präzision die Anmarschstraßen, um den Munitionsnachschub zu verhindern. Hinter uns schlagen die Granaten mit unheimlicher Regelmäßigkeit ein. Sie verfolgen uns laut. Jedesmal, wenn wir fünfzig Meter weiter sind, schlägt die Granate rechts oder links in den Straßengraben. Es ist kein schönes Gefühl, die Granate im Rücken zu fühlen. Man kann ahnen, wie niederschmetternd und muternichtend der Rückzug sein muß. Wir kommt zum Bewußtsein, was der russische Gegner eigentlich leistet, daß er trotz einer unausgesehenen Reihe von Niederlagen immer noch die moralische Kraft zum Angriff aufbringt.

Daß die deutschen Operationen an der Grenze, und besonders in Rußland selbst, durch Verrat und Spionage erschwert wurden, ist schon erwähnt worden. Das galt besonders von Suwalki, Augustowo und Grajewo. Ein Hauptmann erzählt darüber:

„Manche Einwohner von Suwalki waren in ihrer Art recht entgegenkommend. Ein Feuerwehmann, der in seinem fast französischen Kürassierhelm und an seiner braunen, an gleiche Vorbilder erinnernden Ausrüstung nicht übel aussah, erklärte uns in leidlichem Deutsch, gestern habe er dem Zaren von Moskau gedient, heute stehe er unter dem Zaren von Berlin. Einer der Kollegen konnte sich nicht enthalten zu fragen, wie lange dieser Dienst dauern werde. Prompt erfolgte die Antwort: „Solange ihr deutsche Soldaten hier habt!“

Ob den vertriebenen Häuserreden auf dem Koszob der Stadt waren Bekanntmachungen angeschlagen. In

guten Polnisch und Russisch war Vernunft und Besonnenheit den Einwohnern angeraten, ihnen versichert, die Deutschen kämen als Freunde und Befreier. Das Substitut stand dicht gedrängt davor. Es machte seine nicht immer verständlichen Glossen. Auf Zustimmung und Billigung schienen sie jedoch hinauszulaufen. Die neue deutsche Herrschaft lastete wahrlich nicht schwer auf der Stadt.

Bei dem verhältnismäßig schnellen Besitzwechsel war es nicht möglich gewesen, sofort und mit eisernem Besen mit den dunklen Kratzgrößen aufzuräumen, welche für Geld und gute Worte noch immer im Dienste der russischen Spionage standen. Der Gouverneur hatte das Oberhaupt und die Väter der Stadt in das früher dem gleichen Zwecke dienende Amtshaus entbieten lassen. In durchaus freundlicher Weise verlangte er von den Versammelten die ehrenwörtliche Zusage, die durch spätere Unterschrift beglaubigt werden sollte, sich jedes Vergehens gegen deutsche militärische Handlungen zu enthalten. Diese selbstverständliche Forderung fand indessen bei den Zuhörern nicht das genügende Verständnis. Sie waren zu sehr an die russische eiserne Faust und die Knute gewohnt und nahmen ruhige Entschiedenheit für ein Zeichen der Schwäche. Der Bürgermeister weigerte sich, die deutsche Forderung zu erfüllen, erklärte vielmehr, er müsse nach wie vor jedem Russen die gewünschte Auskunft geben. Ein russischer Gouverneur würde im gegebenen Falle einen derartigen Opponenten kurzerhand an der nächsten Mauer erschießen lassen. Der deutsche ließ ihn nur — verhaften, ohne ihn nach einem preussischen Sibirien verschleppen zu lassen. Die deutsche Forderung wollte den Vätern der Stadt nicht in den Kopf. Mit allerlei Hintergedanken unterschrieben sie schließlich. Dann stürzten sie erregt auf die Straße, um wahrscheinlich hier die Opposition wahrzunehmen. Hier war man wenigstens äußerlich diplomatischer. Die russische Verwaltung arbeitete eben handgreiflicher, damit dem hiesigen Empfinden verständlicher: war man doch in Halb-Asien! — Wir haben nicht gehört, daß der durchaus wohlhabenden Stadt eine Kontribution auferlegt worden wäre. Was einem Städtchen wie Köffel nach russischer Auffassung recht war, hätte Suwalki wahrhaftig billig sein können.

Sehr bald nach der Besetzung von Suwalki ist von den dort verbliebenen deutschen Truppen über die Zufuhr schlechter, zum Teil sogar verdorbener Nahrungsmittel durch die Bevölkerung geklagt worden. Das Fleisch im besonderen soll nicht genießbar gewesen sein. Allgemein war man daher deutscherseits auf die Verpflegung durch Kolonnen und Trains angewiesen. Bei dem Vorherrschen der russischen Offensive habe sich das Benehmen der Bevölkerung sehr geändert. Es sei geradezu feindlich gewesen. Die Tätigkeit offener und geheimer Spione sei von Tag zu Tag offenerbar geworden.

In der Grenzstadt Grajewo hat die Bevölkerung ein verräterisches Spiel getrieben und sich durchaus auf russische Seite gestellt. Als sich auch hier die russische Offensive fühlbar machte, nunkte die Besetzung der Festung Dsowiec die Günst der Verhältnisse aus. In dunklen Nächten stahl sie sich auf Schleichwegen in die Stadt und legte hier bürgerliche Kleidung an. Später schlug der in den Straßen der Stadt haltenden Infanterie aus Häusern und Kellern überraschend ein rasendes Schnellfeuer entgegen. Die Landwehr indessen warf sich auf den Gegner und erzwang sich den ungehinderten Rückzug. Dieser Tag von Dsowiec ist geradezu ein Prüfstein gewesen, daß deutsche Infanterie auch bei einer plötzlich an sie herantretenden Gefahr ihre Raithülftigkeit und Ruhe bewahrt hat und sehr bald zum Gegenangriff geschritten ist. Mehrere Autos explodierten im russischen Infanteriefeuer. Das hat sie nicht angefochten. Die Umstände haben es damals

nicht möglich gemacht, hier ein gründliches Beispiel festzustellen.

Wie Ebbe und Flut wogt der Kampf um die Grenzen Ostpreußens, von Osten wälzt der Kriegsturm die Wellen des großen russischen Menschenheeres heran, sie rauschen über Städte und Dörfer ins Land, bis sie in hartem Anprall gegen die Mauer der deutschen Fronten schlagen, über den Strand zurückstürzen oder sich in den Tälern und Schlünden des Grenzgebietes aufstauen. Am 13. November jahren wir, so schreibt ein Berichterstatter, wieder einen solchen Anprall, ein solches Zurückfluten über Rabbeln, Gaweiten auf Goldap zu. Am 14. ein Aufstauen hinter jumpfigem Gelände, am 15. weiteres Zurückgehen vor den erneuten deutschen Angriffen, jäh und langsam, bis gegen Abend, da die deutschen schweren Geschosse in den gegenüberliegenden Schützengraben fielen, noch ein Schwarm von 300 Gefangenen den Berg herunterkam. Das Gefangengehen wird den Russen nach Möglichkeit erleichtert, nachdem ihre Gefangenen wiederholt erklärt haben, es würden mehr Leute herüberkommen, wenn das Feuern von deutscher Seite rascher und vollkommen aufhörte. Jetzt wird kein Schuß mehr abgegeben, sobald der Feind Miene macht, sich

zu ergeben. Wenn die deutschen Grenadiere nahe genug heran sind und meinen, daß der Russe nun bald genug haben könnte, machen sie eine Feuerpause und winken einladend mit den Händen. Läßt sich dann ein weißes Fähnchen blicken, so fliegt keine Kugel mehr über das Schußfeld, ja die Deutschen gehen in ihrem freundlichen Entgegenkommen so weit, die Russen selbst mit der Waffe eine Strecke herankommen zu lassen, weil sie, ohne Gewehr davonlaufend, von ihren Vorgesetzten und den Kosaken hinter der Front erschossen werden.

Stallupönen liegt gegenwärtig, Ende November, auch wieder am Strande des russischen Meeres, es ist völlig von Einwohnern verlassen, mancher von ihnen hegt den Wunsch, lieber eine Brandstätte wiederzufinden, als noch einmal eine durch die Russen verwüstete Wohnung. Zuletzt war nur ein halbes Duzend von den Einwohnern zurückgeblieben: der Bürgermeister, der Oberlehrer, ein Polizist, ein Nachtwächter, der Totengräber und ein Dienstmädchen; außerdem zwei alte Leute, die es vorgezogen hatten, dieser kriegdrohenden Welt zu entfliehen, und deren Leichen nun in der Friedhofskapelle still und friedlich in den Särgen lagen.

Jetzt fällt der Schnee über das Land. Das weiße Wintertuch hat im Kriege nur neue Not



Eine deutsche Granate schlägt in russische Kavalleriepatrouille ein.

und Bedrängnis zur Folge. Den Tausenden von Kindern, die, vom Landsturm zusammengetrieben, auf den Stadtwiesen frieren, hat der Schnee die letzten Halme verschüttet. Die Garnisonsverwaltung hat große Mühe, Heu für die halbverhungerten Tiere heranzuschaffen. Viele sind schon verendet. Manche, die zum Flusse zur Tränke gehen, gleiten aus, fallen schwach ins Wasser und erlaufen. Vorgeföhren abends lag eine Kuh auf dem Trottoir mitten in der Stadt im Verenden. Niemand kümmerte sich darum. Weiß der Himmel, wie sie hingekommen war. Die Flüchtlinge vom Lande haben genug mit sich und den Pferden zu tun, die sie weiterbringen wollen. Zu Hunderten stehen die letzteren vor den Schmitzen, weil sie auf den glatten Hufeisen nicht mehr weiter können.

Vor dem Bahnhof liegen immer neue Berge von Habseligkeiten in Säcken verstaubt, so

viel ihrer auch Tag für Tag samt ihren Besitzern ins Land hinein geschafft werden. Frauen und Kinder wechseln ab, diese Reste ihres Besitzes zu bewachen.

*

Ein hartes Ringen auch hier, ein Glend, wie es sich nur schwer schildern läßt. Wie die Russen hausten, wenn sie preußisches Gebiet betraten, das hatten wir bereits gesehen. Auch hier hat der Krieg, wie in Galizien, Belgien und Nordfrankreich furchtbare Wunden geschlagen, Hunderttausende heimatlos, hungernd und vom Äußersten entblößt, hinausgestoßen in eine ungewisse, dunkle Zukunft. Und doch, glücklich die, die sich retten konnten vor den Mordbrennern; sie fanden opferwilliges Mitleid; ihre Volksgenossen konnten ihnen wohl nicht ersehen, was sie verloren hatten, aber sie vermochten doch die äußerste Not zu lindern.

Die Einnahme von Antwerpen.



für die deutschen Armeen erwachsen nach dem deutschen Durchbruch bei Lüttich und Namur zwei Aufgaben: Der Vorstoß gegen Frankreich und die vollständige und restlose Besiznahme von Belgien. Wir haben schon gesehen, wie die deutsche Heeresleitung die erste Aufgabe mit einem kühnen Vorstoß zu lösen versuchte; es soll später noch aus-

föhrlich darüber gesprochen werden. Der Besitz Belgiens war abhängig von der Einnahme von Antwerpen, die in Anbetracht der Tatsache, daß Antwerpen als die stärkste Festung der Welt galt, als äußerst schwierige Aufgabe gelten mußte. Ganz abgesehen davon, daß die Forts von Antwerpen sämtlich mit Betonbauten und Panzertürmen für schwere Kaliber ausgerüstet waren, kam auch die Natur der Festung Antwerpen in außerordentlich hohem Maße entgegen. In mitten eines vollständigen Flußgewirrs gelegen, bot vor allem auch die Schelde den Verteidigern ausgezeichnete Gelegenheit, durch künstliche Anstauung das Vorgefelände unter Wasser zu setzen und so überhaupt bis zu den hochgelegenen Landstraßen unpassierbar zu machen.

Zunächst begnügte sich nun die deutsche Heeresleitung damit, Beobachtungstruppen gegen die Festung vorzuschieben, um diese möglichst abzuschließen und vor allem, um von ihr

aus jede Bedrohung der deutschen rückwärtigen Verbindungen zu verhindern.

In den Tagen um den 20. August 1914 stießen die Belgier aus Antwerpen zum ersten Male über Mecheln vor. Der Ausfall wurde in südlicher Richtung auf Brüssel angelegt. Den Brennpunkt dieses Kampfes bildeten die Orte Eppeghem, Elewyt und Overdewaerd. Gegen diesen Vorstoß wurden außer den direkt in südlicher Richtung von Mecheln stehenden Deutschen Truppen vor allem auch solche aus Löwen angelegt, die dann den linken belgischen Flügel umfaßten. Der Ausfall der Belgier wurde abgewiesen, führte aber zu dem Kampfe mit der Bevölkerung in Löwen, die durch Wegnahme der Bahn den Deutschen weitere Nachschübe abschneiden wollte. Unter schweren Verlusten gingen dann die Belgier, wie bereits erzählt, wieder in den Schutz ihrer Forts zurück.

In den Tagen vom 9. bis 13. September erfolgte dann ein neuer, sehr heftiger, mit großen Truppenmassen angelegter Ausfall, bei dem die Belgier mit größter Tapferkeit vorwärts drängten. Es heißt, daß in der zwischen dem ersten und zweiten Ausfall liegenden Zeit die Führer des belgischen Heeres gewechselt hätten. Dieser in der Richtung auf Löwen angelegte Ausfall endete aber mit seinem gänzlichen Zusammenbruch, und unter ungeheuren Verlusten gingen die Belgier abermals in den Fortsgürtel hinein. Nun wurde ein dritter Ausfall versucht, der dieses Mal von Termonde aus in der allgemeinen Richtung auf Brüssel angelegt wurde. Da jedoch zur selben Zeit sich die deutsche

Heeresleitung zum Angriff auf Antwerpen entschlossen hatte, so kam hier die deutsche Offensive dem belgischen Ausfall entgegen, der so im Keime erstikt wurde.

Der eiserne Ring um Antwerpen zog sich immer enger. Nachdem die deutsche Heeresleitung sich einmal dazu entschlossen hatte, Antwerpen zu nehmen, ging sie sofort energisch vor. Eine große Anzahl der schwersten deutschen Batterien wurde herangebracht und alles für die Belagerung vorbereitet. Der eigentlichen Belagerung ging die Wegnahme von Meeßen voraus, das bereits von der gesamten Einwohnerchaft verlassen war.

Betrachtet man auf der Karte die Lage Antwerpens, so zeigt sich, daß seine Westfront durch die sehr breite Schelde gedeckt ist. Die Schelde und ihr Nebenfluß Rüssel mit dessen Zweiggewässern und Kanälen waren für einen Angriff unbequeme Hindernisse. Durch die Wasserstaunungen war das Gelände vielfach unpassierbar gemacht worden.

Die deutsche Heeresleitung entschloß sich, die Süd- und Ostfront in erster Linie anzugreifen, den Hauptschlag aber gegen den Ketteabschnitt zu führen, wo das Gelände zwar immerhin schwierig war, wo man aber wenigstens nur einen dieser Fühläufe vor der Front hatte. Auch die nördlich der Großen Kette gelegene Redoute Kessel mußte wegen ihrer flankierenden Lage in diesen Angriffsabschnitt einbezogen werden. So wurde denn die schwere Artillerie herangezogen und das Feuer eröffnet. Gegen das Fort Waelhem feuerten vor allem 21-Zentimeter-Belagerungsmörser, während das Fort Vier von den 42-Zentimeter-Mörsern beschoßt wurde.

Am 30. September meldete der amtliche deutsche Bericht:

„Vor Antwerpen sind zwei der unter Feuer genommenen Forts zerstört.“

Am 2. Oktober erreichte die Beschießung ihren Höhepunkt. Ganze Geschößgarben gingen auf die Angriffsfront nieder und unter dem fürchterlichen Aufprall der 42-Zentimeter-Granaten zerbarsten die dicken Panzertürme, mit denen das Fort Vier armiert war. Nachdem das Fort Waelhem, die Redoute Wavre-St. Catherine, die Redoute Chemin de fer, die Redoute Koningshoek und das Fort Vier durch diese gewaltige Beschießung kampfunfähig gemacht worden waren, wurden sie teils gestürmt wie das Fort Waelhem, teils nachdem sie gänzlich unbrauchbar geschossen waren, von der Belagerung geräumt.

Diese Werke gehörten zum äußersten Fortsgürtel der Südostfront und waren etwa 15 Kilometer vom inneren Fortsgürtel entfernt.

Wie es um Antwerpen ausah, schildert ein Feldarzt in den ersten Oktobertagen folgendermaßen:

Seute war Angriff auf der ganzen Linie. Nun geht es mit Macht auf Antwerpen, das letzte Bollwerk Belgiens, das uns noch widersteht. Für mich war der Tag ziemlich anstrengend. Um 11 Uhr vormittags wurde nämlich die Kompanie vorgezogen und ich durch einen Radfahrer zur Division geholt, wo mir der Chef den Befehl übermittelte: „Leichtverwundeten-Sammelplatz wird von der Sanitätsbrigade am Nordausgang von Aerschot eingerichtet.“ Zur Kompanie zurückgetragen, nehme ich mit rasch vier Leute mit, die mich auf Rädern begleiten, und nun geht es den einsamen Weg entlang. Ich war gespannt auf Aerschot, denn dort war wie in Löwen ein hinterlistiger Überfall auf unsere Truppen erfolgt, und auch da hatte ein strenges Gericht gewaltet. Die Stadt liegt in dem reichen und anmutigen belgischen Gelände sehr hübsch. Aber von dem Aussehen des Inneren kann sich der, der es nicht gesehen hat, unmöglich eine Vorstellung machen. In einem Gemisch von Hausrat und Unrat, von Scherben, Fett und Jauche, von Kleidungsstücken, verwelkendem Vieh, Konsernebüchsen, von Wagen- und Fahrradrußmännern, kurz in einem ungeheuerlichen Durcheinander von Schutt und Schmutz muhten wir herumtrotzen, um einen Ort für den Sammelplatz zu finden. Aerschot ist ausgesterben. Man sieht jetzt keine Menschenseele mehr hier, nur leere Straßen mit teils verbrannten, teils ausgebrannten und ausgeräumten Häusern. Als ich gestern ankam, befand ich außer in dem Invalidenhaus in der Mitte der Stadt kein einziger Soldat. Wie grauig ist es, so als einziger Mensch — meine Leute waren im Invalidenhaus — durch einen einst blühenden Ort, eine reiche Stätte des Lebens, zu gehen, wo das Echo jedes Schrittes laut durch die namenlose Stille hallt. Aus den Fenstern knallt es jetzt nicht mehr, obwohl man ungefracht niedergeschossen werden könnte. Man hat augenscheinlich eine entsetzliche Angst bekommen, nachdem ein strenges Gericht ergangen ist.

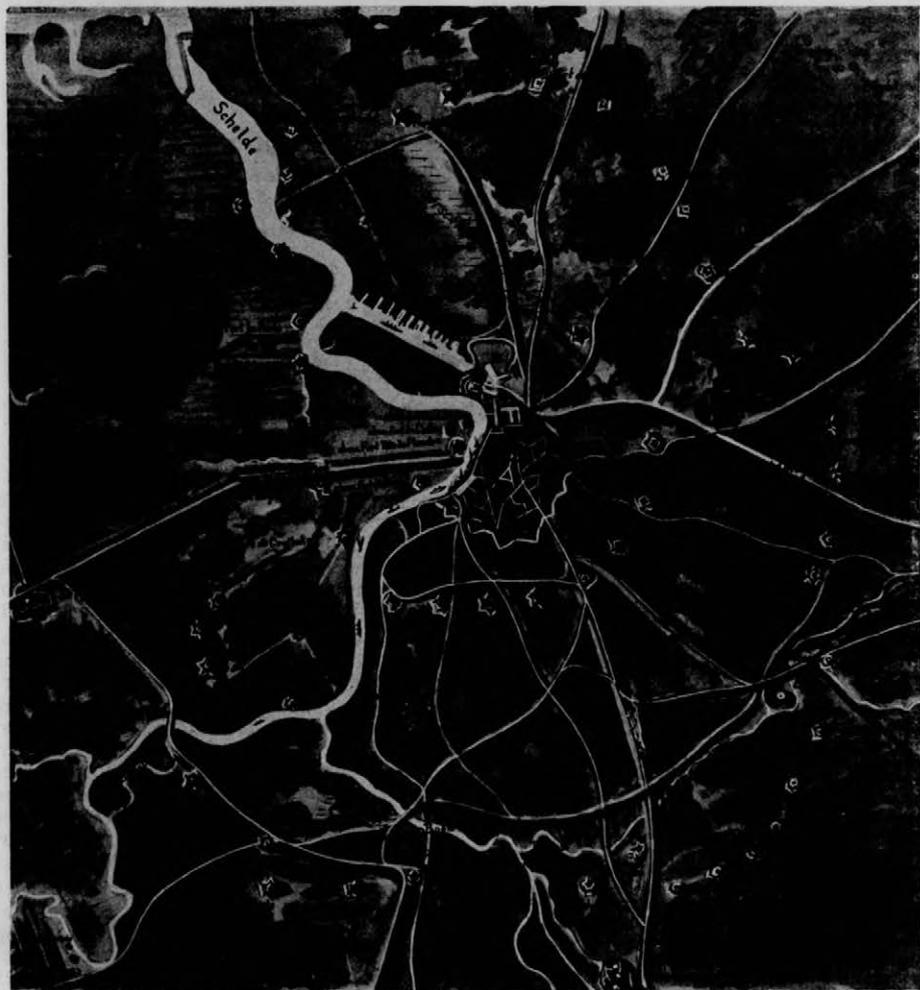
Das Kloster richtete ich zum Leichtverwundeten-Sammelplatz ein. Aber wie sieht es aus! Ein großer schöner Bau mit Schulstuden und Lehrmitteln, mit Klosterkirche, Refektorium usw. Die Außentore sind jetzt eingeschlagen, in den Gängen des Untertodes liegt schmutziges Stroh; alles grauenhaft verwüstet, verwesenes Schlachtwiehl liegt umher, und ein scheußlicher Geruch verpestet die Räume. Glücklicherweise kam es nicht zur Einrichtung des Sammelplatzes, sondern ich erhielt durch einen Radfahrer den Befehl, mit meinen Leuten der Kompanie, die auf einer Haupttrappe vorgerückt sei, zu folgen. Ich fand die Kompanie an der genannten großen Fahrtrappe, wo sie ins Quartier ging. Das Wasser war leider selbst nicht zum Waschen zu benutzen, und während des Schlafes war man in der Gefahr, von Flößen aufgefressen zu werden.

Am anderen Tage fuhr ich vor- und nachmittags auf dem Rade zu unseren neuen Stellungen. Herrgott, wie liegt das alles so schön! Die Antwerpener Landhaft hat einen großartigen Zauber, sie ist reif und fruchtbar. Sie trägt bereits den Charakter der holländischen Gegenden. Das Dorf, in dem unsere Artillerie aufgefahren ist, bietet sich als ein reizendes Ortsden auf einem Hügel bar, inmitten von Strauchwerk und Bäumen. Ganz oben liegen Kirche und Pfarrhaus. Der geistliche Herr muß hier ein behagliches Wohnen gehabt haben; die Bibliothek, Speiseaal, Zimmereinrichtung zeugen von Wohlhabenheit. Ich stieg zum Boden hinauf, um von hier eine gute Aussicht zu haben. Das Bild, das sich nun den Blicken darbot, kann eigentlich nur ein Dichter beschreiben: unter

mir die breite, fruchtbare, leicht hügelige Ebene mit ihren anmutigen Baumgruppen, weithin sich dehnend. Doch hinten am Horizont. Der schwere massive Turm da drüben ist der von Mecheln, und Mecheln brennt. Mächtig geballte weiße Rauchwolken liegen darüber; etwas näher rechts davon ist schon ein Fort von Ant-

hoch in der Luft. Unsere langen Geschütze beschließen die Zufahrtsstraßen von Antwerpen zu den Forts, der ganze Horizont raucht.

Und ganz, ganz hinten, ein hoher spitzer Kirchturm, mit dem Prismenglas deutlich erkennbar — Antwerpen.



Reliefkarte von Antwerpen mit seinen Befestigungen.

werpen, aus dem ebenfalls düstere Brandwolken emporsteigen. Weiter rechts ein anderes Fort. Aus einem klosterartigen, massiven Bau des Dorfes, auf dem Fahnen, natürlich belgische, wehen, sieht man mit dem Glas von dort her eine hohe, flackernde, rote Feuerfäule aufsteigen; schwere Rauchschwaden, schon für das bloße Auge sichtbar, wälzen sich wie Trauerschleier über die Gegend; dahinter weiße Rauchwolken

Man kann sich nicht losreißen von dem fesselnden Bild, dessen Betrachtung nicht ganz harmlos und ungefährlich ist, weil die Belgier Miene machen, sich auf Pfarrhaus und Kirchturm einzuschließen. Auf dem Turm neben mir sitzt nämlich ein Artillerieutenant mit dem Scherenfernrohr. Das einzig hörbare Geräusch ist das metallische Krachen unserer Artillerie. Nur der Fesselballon mit seinem nervenstarken Ziel-



1914. Mechelen.

Deutsche Truppen auf dem großen Markt in Mecheln.

beobachter schwebt an unsichtbarem Seil über dem Tal. Die beneidenswerten Artilleriehauptleute des Stabes müssen eine unvergleichliche Aussicht haben.

Ich reiße mich von dem wunderbaren Bilde los und tale hinunter zur Stellung unserer schweren Artillerie. „Pänt!“ ertönt es immer lauter, schlagartiger, tragender, in der Nähe vergleichbar einem wuchtigen Schlag in einen hohlen Eisentopf. „Donner“ ist für den Ton unserer großen Geschütze zu wenig bestimmt, zu lang hinhallend, kein guter Vergleich. „Bum“ ist völlig uncharakteristisch. Das Geschütz „donnert“ nicht, es schmettert eher. In der Ferne mag es dann ja mehr nach Donner klingen. Jetzt bin ich heran. Auf einer Leiter sitzt ein Leutnant; es ist die lange, freistehende Feuerwehrlleiter aus Brüssel, die aufgeturbelt hier zur Zielbeobachtung dient.

Abends kam ich müde nach Hauie. Nach einer halben Stunde Ruhe plötzlich ein Rufen, ein Laufen, ein Rennen auf der Straße. Und jetzt kam es im Mondschein herangewälzt als Krönung des Tages. Mühselig knatternde Lastautos, mit Riesenrädern die breite Straße durchfurchend, an jeden angeloppelt ein schwerer Eisenlastwagen, beladen mit unwahrscheinlich riesigen Massen. So wälzt sich ein Doppelwagen nach dem anderen mühselig heran. Zu beiden Seiten Infanterie, und das Feldheer in den Straßen der durchfahrenen Dörfer steht stumm Spalier und blüht — freudeträufelnd und stolz auf den Sieger von Lüttich, von Namur, auf unseren Wundermörser.

*

Das Tagebuch eines deutschen Offiziers enthält über die Beschießung der Forts folgende Aufzeichnungen:

5. Oktober. Vormittags Fortsetzung der Beschießung des Forts Kessel, welches endlich genommen wird. Feindlicher Flieger wieder über

uns, wurde verschleucht durch unser Gewehr- und Artilleriefeuer. Nachmittags Abbau der Geschütze und Weitermarsch bis in die Nähe von Verlaer, wo wir auf offenem Felde in Stellung gingen, gegen Fort Broechem, Quartier in einem in der Nähe liegenden verlassenen Dorf.

6. Oktober. Unsere Batterie feuert. Da kommt plötzlich Befehl: Abrücken von zwei Zügen unserer beiden Kompagnien zur Unterstützung der Landwehrintanteriebrigade. Marsch bis nach Ort Kessel, wo ein Landwehrbataillon stand. Mein Quartier in einem verlassenen Hause auf unsauberen Betten in Alarmbereitschaft war gar nicht schön, um so mehr, als einige Granaten ins Dorf fuhren, andere in der Nähe meiner Fenster explodierten, die ganze Nacht hindurch.

7. Oktober. Schönster Sonnenschein, aber kalt. Wir stehen vor dem Dorfe mit zusammengesetzten Gewehren, weiterer Befehle gewärtig. Ein Patrouillenzug Alanen kam durch. Der Angriff auf die starke Feldstellung der Engländer wird durch Artilleriefeuer eingeleitet. Plötzlich kommt Befehl für uns, mit unseren vier Zügen vorzugehen, zu versuchen, über die Kette zu kommen, deren Brücken gesprengt waren, dort das anscheinend verlassene Fort Broechem zu besetzen. Der Marsch stockt, da Notbrücken gelegt werden mußten. Dann ohne Bagage und Feldküche hinüber, durch zerichossene Dörfer. Fort Broechem ist schon durch Landwehr besetzt.

1. Kompagnie bleibt zurück, wir werden auf ein nächstes Fort, Massenhoven, vorgeschickt, das noch nicht beschossen, anscheinend aber verlassen war. Ein mühsamer Marsch durch Drahthindernisse, teilweise allerdings noch nicht fertig. Das Fort war leer und wurde von unserer Kompagnie besetzt. Ich mit der Spitzengruppe (acht Mann) blieb im Marsch auf das nächste Fort, das in der Ferne winkte. Delegem hieß es. Unterwegs bemerkten wir eine belgische Radfahrerabteilung, die wir beschossen. Plötzlich sah ich das Fort wimmeln von dunklen Gestalten. Ich schickte sofort einen Mann zurück mit der Meldung, daß das Fort anscheinend von Belgien besetzt sei. Da das Fernglas aber nicht zur endgültigen Feststellung ausreichte, ging ich mit einem Unteroffizier und zwei Mann noch weiter, aber vorsichtig unter Benutzung der vom Feinde kampflös verlassenen, übrigens wundervoll gearbeiteten Deckung bis auf etwa 500 Meter heran. Rückblickend sah ich zu meinem Entsetzen, daß unsere Kompagnie sorglos auf dem Fort Massenhoven herumließ. Plötzlich: Bums! Das von mir beobachtete Fort schoß. Jetzt wußte ich genug. Also zurück. Bums! gings weiter, immer auf das andere, von uns besetzte Fort. Wir machten, daß wir wegtamen. Ich nahm an, daß meine Kompagnie das besetzte Fort inzwischen geräumt hatte, und ging daran vorbei, immer verfolgt vom feindlichen Schrapnellfeuer. Da traf ich die Kompagnie, die uns in das Fort zu Hilfe

kommen wollte, denn unsere Kompagnie war doch drin geblieben. Ich ging sofort zurück, um unserem Kompagnieführer diese Verstärkung zu melden. Das war eine eifrige Arbeit, denn das feindliche Fort schoß immer noch, gerade auf den Eingang zum Fort. Ein Unteroffizier begleitete mich. Mehrfach platzten Schrapnells über uns, ohne zu treffen. Schließlich wartete ich, in der Nähe des Eingangs angekommen, noch einen Schrapnellschuß ab, und dann, hui, rein ins Fort über die kleine Brücke über den Graben. Dabei war der Zugang noch zickzackmäßig, alles andere durch Stacheldrahtverhau abgesperrt. So schnell bin ich noch nie gelaufen! Aber ich kam doch heil hinein. „Wo ist der Oberleutnant?“ „Der ist wohl tot!“ Nun, das war glücklicherweise nicht richtig, aber eine vor ihm einschlagende Granate hatte ihm das Gesicht ganz geschwärzt. Er lag vorn und beobachtete. So, nun sahen wir in der Mausefalle, aber doch in guter Deckung. Und nachdem wir noch aus der Munitionskammer brennende Matratzen entfernt hatten, mit denen die Belgier jedenfalls uns hatten in die Luft sprengen wollen, begannen wir uns häuslich einzurichten. Das Feuer der Belgier tat uns nichts, wunderbarerweise. Sie hörten endlich auf, und die Unterstützung kam herein. Wir wollten Geschütze in Ordnung bringen, aber es fehlten wichtige Teile. Zu essen gab es kaum was. Das Fort wurde in infanteristischen Verteidigungszustand gesetzt. Die Nacht verlief



Rathaus und Marktplatz in Bier nach der Beschießung.

ruhig. Ich lief vier Stunden auf den Wällen Wache.

Andern Tags erhielten wir wieder plötzlich Feuer. Ich stieg in den Beobachtungsturm und konnte immer beobachten, wann ein Schuß fiel. „Achtung, Schuß!“ Alles duckt sich. Eine halbe Minute später kam es angehaust, ohne Schaden anzurichten. Das reine Volksfest. Ein Wunder, daß niemand verletzt wurde, die Granaten schlugen zum Teil mitten unter die Leute. Mittags — die Belgier hatten mit Feuern aufgehört — kam der Befehl von der Division, wir sollten sofort räumen. Und die Belgier haben uns bei dem Rückzug tatsächlich unbefeuert gelassen! Ganz unverständlich! So kamen wir mit heiler Haut nach Haus, das heißt, zunächst nach dem Ort Emblehem, wo unsere Feldküchen warteten. Der Ort war recht zerstört, aber während wir auf der Landstraße tafelten und über uns die Schüsse nach Antwerpen hineingingen, ertönten plötzlich, von Soldaten gespielt, lustige Klavierweisen aus einem Hause, von dem ungefähr nur noch das Klavier heil war. Eine merkwürdige Szenenveränderung binnen einer Stunde. Nachher marschierten wir nach Vier, das noch teilweise brannte und ganz zerstört ist.

*

Jedenfalls geht aus dieser Schilderung, die nur einen kleinen Ausschnitt aus dem Riesenkampfe darstellt, hervor, daß die Belagerung kein Kinderpiel war, und daß die Belgier sich tapfer zur Wehr setzten. Vor der schweren deutschen Artillerie konnten sie allerdings nicht standhalten. Wie gerade von den 42-Zentimeter-Mörjern gearbeitet wurde, darüber gibt folgende Schilderung eines Artilleristen Aufschluß, die vom 6. Oktober datiert ist:

Ein weites, freies Feld liegt vor uns, und in einer Entfernung von etwa 600 Metern ragt aus dem Erdboden — einem Maulwurfshügel ähnelnd — das Fort Kessel heraus, dessen Wälle deutliche Spuren und Einschläge unserer Geschosse aufweisen, und welches gestern nach heftigem Artilleriekampf vom Feinde geräumt worden ist. Eine Kompagnie des Reserveregiments . . . hält es besetzt, während sich gleichzeitig die Beobachtungsstäbe unserer schweren Artillerie dort einrichten, ihre Aufmerksamkeit auf das etwa vier Kilometer entfernt liegende Fort Brochem richtend, auf welches heute das Feuer aus unseren 15-, 21- und 42-Zentimeter-Geschützen und den österr.-ungar. 305-Zentimeter-Motorbatterien eröffnet werden soll. Nur mit dem bewaffneten Auge erkennen wir das Fort vor dem fernen Waldrande, welches nur eine leichte Erhebung in dem freien Gelände darstellt. Die Verteidiger vermuten mit Recht, daß das genommene Fort Kessel ein wichtiger

Beobachtungsposten für uns geworden ist, und vergeblich versucht man von drüben durch ein heftiges Artilleriefeuer unsere Mannschäft daraus zu vertreiben. Auch unseren Standort hat man entdeckt, und in nächster Nähe schlagen die Geschosse ein. Pfeifend hören wir sie von weitem herankommen und lassen uns Zeit, bei jedem Schuß Deckung hinter den Bäumen am Straßenrand zu suchen. Alle Geschosse fallen zu kurz und richten keinen Schaden an. Deutlich erkennen wir durch das Glas an dem weißen Wölkchen, das bei jedem Schuß drüben aufsteigt, die Stellung der Geschütze innerhalb des Forts. Im nächsten Augenblick vor uns ein lauter kurzer Knall; eine mächtige Staubwolke wirbelt aus dem Sandboden heraus, etwa 200 Meter vor uns. In kurzen Abständen folgt Schuß auf Schuß, zum Teil auch in der Luft krepierend — eine kleine gelbliche Wolke hinterlassend, welche langsam vor uns herzieht. In unserer nächsten Nähe steht unser Brigadefeldkommandeur, welcher soeben von der 42-Zentimeter-Batterie die Meldung erhalten hat, daß die Geschütze 10 Uhr schußbereit sind.

Ungebuldig lauschen wir auf den bekannten Donnergruß, den wir vor einigen Tagen bei jedem Schuß aus dem gewaltigen Artilleriekampf gegen das stärkste Außenfort Schooten deutlich herausgehört haben, und dem wir auch hier mit viel Vertrauen entgegensehen. Langsam geht die Uhr auf 10 Uhr an, und nun vernehmen wir weit hinter uns einen dumpfen Schall, der, gedämpft durch hohe Waldungen und inmitten des Feuers der näher herangezogenen leichteren Batterien, nur dem aufmerksamen Beobachter vernehmbar, zu uns herüberdringt. Aber deutlich vernehmen wir über uns, wie das schwere Geschöß rauschend seine Bahn hoch über unseren Köpfen hinwegnimmt. Von Wolke zu Wolke bricht sich der Schall — oft laut und dann wieder weniger deutlich vernehmbar, sobald das Geschöß durch eine dickere Wolfenwand von uns getrennt ist. Unser Auge — unwillkürlich nach oben gerichtet — sucht vergeblich den schwarzen, unheimlichen Körper, der jetzt laut pfeifend dahinjauht. Unbeweglich stehen wir — die Gläser auf das Fort gerichtet, in dessen nächster Nähe jetzt eine riesige Staubsäule emporsteigt, das ganze Fort für einige Minuten in eine leichte Wolke einfüllend — und dann folgt ein Knall, der die Erde bis zu unserem Standort hin erzittern macht und die Fensterscheiben in den uns benachbarten Häusern klirrend herspringen läßt. Wir haben nicht lange Zeit, unsere Gedanken ob der gewaltigen Detonation drüben auszutauschen. Wieder vernehmen wir weit hinter uns den dumpfen Schall und gleichzeitig das gewaltige Rauschen hoch über unseren Köpfen, und dann steigt — dies-

mal aus dem uns zugewendeten äußeren Wall des Forts — die dicke, etwa 20 Meter hohe Rauchsäule hervor, der unmittelbar der gewaltige Donnerknall folgt. Nun folgt der dritte Schuß. 50 Sekunden etwa müssen wir warten, bis das Geschöß die etwa neun Kilometer lange Flugbahn durchweilt hat. Bei selten günstiger Beleuchtung sehen wir das Geschöß kurz vor dem Ziel als schwarze Kugel blitzartig herniederfahren — unsere Augen können nicht schnell genug folgen und fast gleichzeitig bricht wieder die mächtige Wolke aus dem Fort selbst hervor.

Unsere Augen haben sich nun an die Beleuchtung gewöhnt, und wir erkennen deutlich die Einzelheiten des Forts, besonders den mächtigen mit seiner flachen Kuppel aus der rechten Hälfte des Forts hervorragenden Panzerturm, aus dem ein schweres Geschütz ununterbrochen feuert. Wir beobachten, wie unsere schweren Geschütze dieses Ziel aussuchen und die Geschosse immer näher an den Turm heranrücken. Doch es erfordert Stunden, bis der Panzerturm zum Schweigen gebracht, dessen Bedienung tapfer das Feuer erwidert, während die übrigen Geschütze des Forts bereits längst verstummt sind. Ruhig — in regelmäßigen Abständen feuern weit hinter uns die schweren Geschütze. Jedem Schuß folgen wir mit Spannung und blicken uns erwartungsvoll an, wenn das Geschöß brausend hoch über unseren Köpfen hinweg seine Bahn zieht, und der Schall sich an den Wolkenwänden bricht. Schwächer wird drüben das Feuer, bis es endlich ganz verstummt und auch auf unserer Seite das Feuer langsam eingestellt wird. U neingestärktes Lob zollen wir den tapferen Verteidigern, welche auf dem verlorenen Posten ausgeharrt und den ungleichen Kampf tapfer aufgenommen und bis zur Vernichtung der eigenen Geschütze durchgehalten haben.

*

Ein ausführliches und interessantes Bild der Belagerung gibt der Kriegsberichterstatler Dr. Oskar Bongard, der am 5. und 6. Oktober Gelegenheit hatte, in der deutschen Front den Riesenkampf zu beobachten. Er erzählt:

Der Kraftwagen trug uns am 5. Oktober durch das nördliche Frankreich nach Belgiens Hauptstadt, wo wir die Nacht verbrachten, um am nächsten Morgen so weit wie möglich nach vorn zu kommen. Ehe ich auf das eingehe, was wir gesehen und erlebt haben, will ich zum besseren Verständnis einen allgemeinen Überblick über die Lage geben. Die deutschen Einschließungstruppen hatten um den 20. August ihre ersten Stellungen um Antwerpen eingenommen. Gegen sie machten die Belgier in den Tagen vom 24. bis 26. August in allgemein südlicher Richtung aus der Gegend von Mecheln her einen Ausfall. Brennpunkte dieser Schlacht waren die Orte Eppeghem, Clewyt und Overdevaert. Um diesen Ausfall zurückzuschlagen, mußten wir neue Truppen einsetzen, die mit der Bahn bis Löwen gebracht wurden und von

dort gegen den belgischen linken Flügel vormalsschreiten. Der Feind hatte wahrscheinlich geglaubt, die ihm gegenüberstehenden schwachen deutschen Truppen über den Haufen rennen zu können und hatte in seiner Verblendung die Parole ausgegeben, sein Deutscher dürfe lebend Löwen verlassen. Die Folge war der hinterlistige Überfall der Bürger Löwens auf das Landsturmregiment Reuß und die mit der Bahn ankommenden Truppen. Der belgische Vorstoß mißlang vollkommen und der Gegner mußte sich in den Schuß seiner Forts zurückziehen.

Den zweiten großen Ausfall mit drei Divisionen unternahm die Belgier in der Zeit vom 9. bis 13. September. Sie gingen mit sehr großer Tapferkeit auch diesmal in der Richtung aus Löwen vor, wurden aber zurückgeschlagen, wobei sie ungeheure Verluste erlitten.

Einen dritten Vorstoß versuchten sie dann aus der Gegend von Termonde aus auf Brüssel zu. Durch das energische Vorgehen der deutschen Truppen gegen die äußere Fortlinie wurde er aber schon in seinen ersten Anfängen erstickt.

Inzwischen hatten die Deutschen stetig vordringend die Umschließung des äußeren Fortsgürtels immer enger gestaltet und nahmen den Abschnitt zwischen Fort Waelschem und Fort Kessel nordöstlich von Pierre (Vier) in Angriff. Dieser Abschnitt wird begrenzt im Westen durch die Senne, im Nordosten durch die kleine Nethe und feindwärts, das ist im Nordwesten, durch die Nethe. Vor der Nethe, den deutschen Stellungen zu, liegen die Forts und Redouts Waelschem, Chemin de fer, Duffel, Sterbe, Pierre, Kessel. Als wir am 5. Oktober kamen, waren sie nach kurzer Beschießung durch die schwere Artillerie alle in deutschem Besitz. Meist hatten die Zuersthilfe der Mörser, Sautbögen und „der diden Bertha“ genügt, sie zum Schweigen zu bringen und nur bei wenigen mußte es zum Sturm kommen. Nun galt es an die inneren Forts, die Antwerpen in unmittelbarer Nähe umgeben, heranzugelenken. Die vereinigten Belgier, Franzosen und Engländer hatten das Gelände hinter der Nethe auf das allerstärkste befestigt. Außer durch Batterien, Schützengräben, Draht- hindernisse und Astverhaue hatten sie durch umfangreiche Überschwemmung das ganze Gebiet nach ihrer Meinung für die deutschen Truppen undurchschreitbar gemacht. Aber schon bald wurden sie eines besseren belehrt. Einige wohlgezielte Granaten zerstörten ein paar Schlenken, die zur Wasserpererrung dienten, und das Wasser begann an verschiedenen Stellen abzulauen. Und trotz des heftigsten gegnerischen Feuers überschritten am 5. Oktober, als wir draußen waren, unsere Vortruppen die Nethe und am 6. Oktober folgte ihnen in dieser Gegend ein ganzes Armeekorps. Leicht ist es den deutschen Soldaten nicht gemacht worden, denn die belgische Artillerie schießt ausgezeichnet. Durch die Überschwemmung waren unsere Truppen in ihrem Vorgehen großen Teils an die Straßen gebunden, die vom Feind unter Feuer gehalten wurden. Einzelne belgische Soldaten lagen verstreut in den Feldern und sobald die Massen der Infanterie bestimmte Stellen erreicht haben, entzündeten diese Belgier bereitliegende Pulverhaufen und der ausfallende Rauch gab dann jedesmal der gegnerischen Artillerie das Zeichen zur Eröffnung eines wohlgezielten Feuers. Auch die feindliche Infanterie brachte den Deutschen in dem von ihr wohlvorbereiteten Gelände empfindliche Verluste bei. Ihre Beobachter sitzen in den Bäumen und geben ihren Kompagnien Zeichen und da den Gegnern die Entfernungen in dem zu durchschreitenden Gelände genau bekannt sind, bleibt ihr Gewehrfeuer nicht ohne Wirkung. Wiederholt haben die Deutschen auch dadurch Verluste gehabt, daß die gut versteckt liegende belgische Infanterie

unsere Patrouillen und Spitzen unbehelligt durchließ, bis der Haupttrupp sich in ihrem Feuerbereich befand, und dann plötzlich von dem auf allen Seiten auftauchenden Gegner beschossen wurde. Dies wurde dadurch möglich, daß das überschwemmte Gelände keine wirksame Sicherung der vorgehenden deutschen Infanterie auf den Seiten zuließ.

Nachdem das Land hinter der Kette am 6. Oktober fest in deutschen Besitz gelangte, und wir uns gänzlich eingenistet hatten, konnte schwere Artillerie vorgezogen werden, um mit der Beschließung der Stadt und des inneren Fortsgürtels zu beginnen, der in annähernd vier Kilometer Entfernung Antwerpen umgibt, während die Außenforts ungefähr vierzehn Kilometer vor der äußeren Stadtumwallung sich um die Festung herumziehen.

Die Batterie der Belagerungsmörser, welche das Fort St. Catherine auf vierzehn Kilometer Entfernung beschossen hatte, trafen wir unterwegs zu ihrem neuen Standort. Vorher waren wir an der Stelle vorübergekommen, von wo sie auf die Forts geseuert hatte. Die Ziegel auf den Dächern der Häuser dort lagen alle kreuz und quer übereinander. Bei jedem Schuß waren sie durch den gewaltigen Luftdruck durcheinandergeschüpft. Wenn unser 42-Zentimeter-Mörser seinen ehernen Mund öffnet, dann erzittert der Boden und auf Meilen in der Runde ist die Luft wie von dem Donner eines schweren Gewitters erfüllt.

Die Fahrt war die interessanteste, die wir bisher unternommen haben. Schon lange ehe wir uns Brüssel näherten, hörten wir das Grollen der schweren Geschütze und als wir in Waterloo Halt machten, um eine halbe Stunde auf dem Schlachtfelde zu weilen, wo vor neunundneunzig Jahren das rechtzeitige Eintreffen der Preußen Napoleons Schicksal besiegelte und dem unterjochten Belgien die Vereinigung mit Holland brachte, da rollte Salvo auf Salvo von Antwerpen herüber. Jeder Windhauch trug die Kunde herüber von dem wütenden Kampf, in dem sich zwei

Völker zerfleischen. Das ganze Land kommt mir wie eine einzige Pulvermine, deren Zündschnur irgend ein Wahnsinniger entzünden kann, vor. Wo man auch hinkommt, sei es in große Städte, in Dörfer, in Weiler, überall stehen die Leute in Gruppen auf den Straßen, als erwarteten sie eine Bottschaft. Nach wohlgeordnetem Plan ist die Bevölkerung durch Hezer und Lügennachrichten vorbereitet auf den großen Augenblick, in dem die Deutschen geschlagen zurück müssen. Ganz Belgien will dann wie ein Mann aufstehen und die Deutschen zerhimmeln, daß nicht einer lebend seine heimatlichen Grenzen überschreite. Antwerpen wird nach belgischer Ansicht nie fallen; es ist nur eine List, die Deutschen in Sicherheit zu wiegen, bis der große Sieg erfolgt.

Ich erzähle keine Phantasien, sondern schildere die wahre Stimmung des Landes. Nachfolgendes Schreiben des in Antwerpen als Offizier stehenden jungen Comte d'Arjel, das mit vielen ähnlichen Briefen in deutsche Hände fiel, gibt Kunde hievon. Der Graf schreibt an seine Mutter in Brüssel folgendes: „Bald werden wir nach Brüssel kommen und Du wirst Zeuge unseres Einzugs sein. Dann aber schnell Streichhölzer her, damit wir Köln und alle anderen deutschen Städte anzünden können. Es wird keine deutschen Verwundeten und Gefangenen mehr geben, denn wir werden sie alle massakrieren.“

Die Belgier verfügen über ein sehr gutes Nachrichtenssystem durch das ganze Land, das wir nicht sobald vernichten konnten. Es bestehen noch zahlreiche uns unbekannt Stationen für drahtlose Telegraphie, nachts leuchten Signalraketen und andere Lichtzeichen auf und Brieftauben tragen Botschaften hin und her. Trotz aller abschreckenden Beispiele, die aufzustellen wir genötigt waren, kommen noch immer Angriffe von Zivilpersonen auf deutsche Soldaten vor. Kamentlich aus Gent wurde unsere Kavallerie wiederholt beschossen, und wenn unsere Leute hineintamen, war kein Soldat zu finden. Diese Heldenstücke, die unsere Truppen ständig bedrohten, gehen meist von der „Garde civique“ aus, die in den größeren Städten Belgiens ihre Standorte hat. Die Angehörigen dieser Bürgerwehr haben ähnlich wie unsere freiwillige Feuerwehr Zusammenkünfte, üben, schießen, tragen Uniformen und werden im Kriege verwendet. Soweit wäre die Sache in Ordnung. Allein von dem deutschen Generalgouvernement in Belgien sind auf verbotenen Weg nach Brüssel hingebracht Briefe beschlagnahmt worden, aus denen hervorgeht, daß die Mitglieder der „Garde civique“ Anweisung haben, in ihrem Torn-



Belgische Geschützstellung bei Antwerpen.

iter einen Zivilanzug mitzuführen und im gegebenen Augenblick anzulegen. Leute, die sich eines solchen Verhaltens bedienen, können wir natürlich nicht als kriegsführende Soldaten betrachten, sondern nur als Freischärler und müssen dementsprechend mit ihnen verfahren.

In Brüssel hören die Einwohner Tag und Nacht den Donner der Antwerpen beschießenden Kanonen und dennoch glauben sie nicht an den Fall der Forts. Von früh bis spät sind sie auf den Straßen und es herrscht ein Verteil, wie ich ihn in Friedenszeiten nie in Brüssel gesehen. Über der ganzen Stadt liegt eine große Erregung; es brodelt und gärt und gar zu gern möchte man uns eine sizilianische Vesper herrichten. Zweimal schon sollen die Nächte bestimmt gewesen sein, in der alle Deutschen hingemordet werden sollten. Für 5. Oktober war angeblich das gleiche geplant und wir wurden dienlich gewarnt, ohne Waffen auszugeben, und aufgefordert, auf unserer Hut zu sein. Jedoch auch diesmal wurden die blutgierigen Brüsseler enttäuscht, der siegreiche Vorstoß der eingeschlossenen belgischen Armee blieb aus. — Es würde ein Jammer sein, wenn die Brüsseler sich zu irgendeiner Handlung hinreißen ließen, welche das Einschreiten der deutschen Besatzung zur Folge haben müßte. Was uns in Belgiens Hauptstadt bedroht, ist bitterer, blutiger Ernst, und wenn das erste Anzeichen des Aufstandes bemerkbar wird, dann müssen erbarmungslos die vor dem riefenhaften, einen großen Teil der Stadt beherrschenden Justizpalast aufgestellten Geschütze Tod und Verderben auf Schuldige und Unschuldige hinuntererschmettern.

Am 6. Oktober führen wir zunächst zum Oberkommando der Belagerungsarmee, um die Erlaubnis zu erhalten, nach der Feuerlinie vorzustoßen und gleichzeitig zu erfahren, wo wir mit unserem Kraftwagen am wenigsten Störung verursachen würden. Mecheln und das Fort Waeshem wurden uns als am meisten geeignet empfohlen. Auf dem Wege dorthin verfahren Matrosen den Sicherungsdienst. Die Fahrt war sehr lehrreich in bezug auf die Anlage der deutschen Stellungen, besonders auch der geschickt ausgebauten Scheinstellungen, in denen alte Tschakos, Helme, Kochgeschirre und Knüppel eingegrabene Schützen vortauschten und das feindliche Feuer auf sich zogen, während die Schützen in den dahinterliegenden Gräben unbehelligt blieben. Eine Hauptstärke der Belgier ist das Sprengen von Tunnels und das oft ganz sinnlose Zerstören von Brücken. In Hever lernten wir eine ihrer Methoden kennen. Dort türmen sich in wildem Durcheinander vier Lokomotiven und mehrere Eisenbahnwagen übereinander und bilden ein erst nach mehrtägiger Arbeit zu bewältigendes Hindernis. Die Belgier hatten die Lokomotiven und an sie angehängt mehrere schwere mit

Eisen und Steinen beladene Wagen ohne Führer auf der Bahn in schnellste Fahrt gesetzt, hoffend, daß sie auf einen mit schwerer Artillerie oder mit Truppen besetzten deutschen Zug auflaufen möchten. Durch ähnliche Vorfälle im Tunnel von Herbesthal und am Bahnhof Hal, südlich Brüssel, vorrätig gemacht, hatten unsere Eisenbahntruppen bei Hever eine Barrikade über die Schienen gebaut, und als der wilde Zug angestraft kam, wurde er zur Entgleisung gebracht, ohne uns mehr Unannehmlichkeiten zu bereiten, als einen Tag Arbeit für unsere braven Eisenbahner, die alsbald ein Umgehungsgeleise um jene Stelle bauten.

Die Ortschaften, welche wir durchfuhren, waren fast alle durch Artilleriekampf zerstört.

Dann aber kam etwas, was ich nie vergessen werde, nämlich die von den Einwohnern verlassene Stadt Mecheln. Weder das zerstörte Löwen, noch das zulammengeschossene Longwy, ja selbst nicht einmal Pompeji hat bei mir einen derartigen Eindruck hinterlassen, wie diese wenig beschädigte Stadt. Sechzigtausend Einwohner haben sie plötzlich verlassen und alles blieb liegen und stehen, wie es sich im Augenblicke ihrer Flucht befand.

Es hatte etwas Traumhaftes, Gespenstisches, in die leeren stillen Gassen hineinzugehen und durch die Fenster zu erblicken, wie hier ein Wahl noch unberührt auf dem Tische stand, während in einem anderen Hause die Teller halb geleert waren. In einem Zimmer sah man weit geöffnete Kommodenschubladen, aus denen noch rasch für die Flucht etwas zusammengegrast worden war, daneben aber beim Nachbar lag alles in peinlichster Ordnung, als ob der Besitzer sich nur auf einen Augenblick in einen anderen Raum begeben hätte, und so ging es fort, Straße auf, Straße ab.

Ich schaute in die Paläste der Reichen, mit schwellenden Sesseln, Kunstwerten und blinkendem Porzellan und Kristall und lugte in die Hütten der Armen mit dürftigstem Hausrat. Sie alle, die hier gewohnt, waren von Entsetzen und Furcht gepackt, mit Weib und Kind davongestürzt, durch die Schreden



Mittagsruhe in einer deutschen Batterie vor Antwerpen.

Selfs. Preßbüro.

des Krieges unterschiedslos gleich gemacht zu Menschen ohne Habe und Heimat.

Der meiste Schaden ist durch die belgische Artillerie verursacht worden, als diese die Stadt nach der Besetzung durch die Deutschen beschloß. Leider ist auch die Kathedrale, eine der größten und wirkungsvollsten Kirchen Belgiens aus dem 15. Jahrhundert, mit 97 Meter hohem Turm, beschädigt worden. Die Belgier vermuteten auf ihm einen deutschen Beobachtungsposten und richteten deshalb ihr heftiges Feuer besonders dorthin.

Bei Mecheln hatte ich Gelegenheit, wieder einmal zu beobachten, daß die deutschen Artillerieoffiziere eigentlich die reinen Mathematikprofessoren sind. Von einem erhöhten Punkt aus, der eine vorzügliche Übersicht gewährte, leiteten die Führer einer 15-Zentimeter-Haubitzen- und einer 21-Zentimeter-Wörserbatterie telephonisch das Feuer ihrer Geschütze, die einige Kilometer weiter vorn standen und mehrere sehr gut im Gelände verdeckt aufgestellte feindliche Batterien beschossen. Bei der Niedertämpfung der Außenforts um Antwerpen haben auch die österr.-ungar. Motorbatterien wieder vorzügliches geleistet. Die Artilleristen unserer Bundesgenossen machen einen ausgezeichneten strammen Eindruck und sind bei allen Truppenteilen gleich beliebt.

Aber Mecheln hinaus führte unser Weg nach dem in deutschem Besitz befindlichen Fort Waelschem. Vorn war das Gesecht in vollem Gange und der Feind hielt unsere Straße unter Schrapnellfeuer. Ein Seebataillon ging, den Straßengraben als Deckung benutzend, zur Ablösung der kämpfenden Kameraden vor. Schon nach wenigen Minuten kehrten die ersten Verwundeten zurück. Nach langem Bitten gestatteten mir der Brigadekommandeur und der Bataillonskommandeur, unserem vorangefahrenen Führer nach dem Fort Waelschem, das soeben vom Feind beschossen wurde, zu folgen. Der belgische Beobachtungsposten muß unseren Anmarsch vorzüglich haben sehen können, denn kaum hielt unser Auto und waren wir aus dem Wagen gestiegen, da schlug auch schon das erste Schrapnell hinter uns ein. Im Lauffschritt ging es nun einige hundert Meter zum Eingang des Forts, das von zwei Kompanien der Matrosendivisionen besetzt war. Drei Tote lagen links vorn im Hof. Wenige Minuten vorher war eine Granate genau unter der stoß flatternden Reichstriebsflagge eingeschlagen und hatte ein eisernes Tor und den feineren Boden zerschmettert. Und nun begann ein lustiger Kampf. Die Belgier schickten uns ihre Schrapnells, die über unseren Köpfe plakten, und zwei hinter uns stehende deutsche schwere Batterien schossen über uns fort, um die feindliche Batterie zum Schweigen zu bringen. So suchte, heulte, knallte und krachte es wohl eine Viertelstunde kreuz und quer über uns weg, aber keine der uns zugebachten Kugeln tat uns Schaden, sie klasteten meist 30 bis 50 Meter weiter in den mit Wasser angefüllten Wallgraben. Die Haltung der Matrosen während dieser Zeit war ebenso wie die der im Feuer vorgehenden Soldaten des Seebataillons vorzüglich. Niemand zeigte eine Spur von Anglistlichkeit, sondern eher frisches Draufgängertum.

Als wir das Fort verließen, schossen die Belgier etwa 500 Meter entfernt das erste Haus von Dorf Waelschem in Brand. Aber alles dies konnte nichts nützen.

Die deutschen Seesoldaten drangen unaufhaltbar vor, die Kette wurde, wenn auch mit schweren Verlusten überschritten und der Feind so gründlich geschlagen, daß die „dide Bertha“ in Stellung gebracht und heute nacht mit der Beschießung Antwerpens begonnen werden konnte.

Seit dem 7. Oktober stand die Stadt Antwerpen unter dem Feuer der Granaten der deutschen Belagerungsarmee. Der Stadt war das bevorstehende Bombardement angekündigt worden, es hätte vermieden werden können, wenn die Besatzung abgezogen wäre, die Belgier waren auch, wie sich später herausgestellt hat, dazu bereit, um die Stadt nicht den Schrecken einer Beschießung preiszugeben, aber die englische Besatzung, die zum großen Unheil Belgiens in letzter Stunde nach Antwerpen geworfen wurde, war dagegen und wußte auch die Belgier umzukümmern.

In Antwerpen hat es sich bitter gerächt, daß die belgische Landesverteidigung im letzten Ende sich auf die bedeutendste Stadt des Landes zusammenzog. Antwerpen war als Zufluchtsort eines geschlagenen belgischen Heeres und der Flüchtigen aus dem Innern des Staates gedacht. Darum der riesige Umfang der Verteidigungswerke, in die ganze Städte und Dörfer einbezogen waren. Man hatte geglaubt, die Festung sei uneinnehmbar. Das ist verzeihlich, denn die ungeheueren Angriffsmittel der Deutschen waren nicht bekannt. Sie waren es wenigstens nicht, bis Lüttich fiel, Namur und Manonviller. Diese Erfahrung hätte aber die Belgier warnen müssen, wie sie die Franzosen gewarnt hat, die eilig ihre wertlosen Forts im Nordwesten aufgaben. Aber der Wunsch, Antwerpen zu halten, war stärker. Die belgische Regierung, die schwach genug war, sich in diesen, für den kleinen Staat sinnlosen Krieg hineindrängen zu lassen, machte ihren zweiten verhängnisvollen Fehler damit, daß sie ihn nicht rechtzeitig beendete. Antwerpen setzte sich zur Wehr und das brachte das Unheil. Aber selbst als die Stadt in höchste Not kam, als Fort nach Fort zerschossen und trotz der gerabezu phantastischen Schwierigkeiten des Angriffs gestürmt wurde, blieben die Belgier starrköpfig und schlugen die freiwillige Übergabe des Restes ihrer Festung aus. Nach außen blieben sie alle fest, die verantwortliche Regierung mitsamt dem König. Aber kaum hatten sie das entscheidende Wort gesprochen und den Kommandanten die Übergabe ablehnen lassen, da machten sie sich eilig davon, die Regierung und ihr König.

Am 8. Oktober wurde gemeldet:

Die Beschießung Antwerpens dauert die ganze Nacht. Die Petroleumbehälter im Hafen scheinen in Brand zu stehen. Der Südbahnhof brennt ebenfalls. Der Hauptbahnhof ist gleichfalls ernstlich gefährdet.

Vormittags halb 7 Uhr wurde ein fürchterlicher Knall vernommen, wahrscheinlich ist ein Munitionslager aufgeschlagen.

Das „Amsterdamer Handelsblatt“ meldet aus Antwerpen, mitten im Gedränge sei das

Königsauto mit dem König und der Königin erschienen. Das Königspaar fuhr über die militärische Schiffsbrücke auf die andere Seite der Schelde und war alsbald außer Sicht.

Über die Operationen selbst wurde amtlich gemeldet:

Bei Antwerpen ist das Fort Broekhem in unserm Besitz. Der Angriff hat den Netheabschnitt überschritten und nähert sich dem inneren Fortsgürtel.

Eine englische Brigade und die Belgier wurden zwischen dem äußeren und dem inneren Fortsgürtel auf Antwerpen zurückgeworfen.

Vier schwere Batterien, 52 Feldgeschütze und viele Maschinengewehre, auch englische, wurden im freien Felde genommen.

Der König hatte also Antwerpen verlassen, die Regierung war ihm gefolgt. Die Regierung mußte die ganze Verantwortung für das Schicksal des unglücklichen Landes und Antwerpens treffen. Mit Lügen und unbegreiflichem Geprahe hatte man die Einwohner der Stadt in Sicherheit gewiegt.

Als schon der äußere Fortsgürtel in Stücke geschlagen war, rühmte man sich noch neuer Siege und ließ die Zeitungen mit schamlosem Schwindel anfüllen. Erst als die deutschen Granaten in die Vororte einschlugen, kam dieser fürchterliche Betrug ans Licht. Dann war nichts mehr zu verbergen. Der Rest war Schrecken und Verzweiflung.

Antwerpen hätte ja kaum gewußt, daß der zweiten Hauptstadt Belgiens Gefahr drohe, wenn nicht ab und zu ein „Zeppelin“ am Horizont erschienen wäre. Man erfuhr wohl, daß zwischen Mecheln und Wilvoord sich Feinde gezeigt hätten — für Antwerpen, die stärkste Stadt Europas, bedeutete auch das noch nichts, denn um sie zu belagern, wären doch mindestens ein paar hunderttausend Mann nötig! Und die Beschließung der Stadt? Ein unsinniger Gedanke, ebenso unsinnig wie die Mär von den 42-Zentimeter-Mörsern der Deutschen, die sind Legende.

Die Deutschen kamen aber wirklich. Wieder wurde Mecheln beschossen, Vier belam deutsche Kugeln zu fühlen — es wurde Ernst. Jetzt begann die Flucht. Die Männen tauchten auf, am Himmel sah man den Schein brennender Dörfer, fliehende Bauern kamen mit weinenden Frauen und Kindern, mit Saak und Paak, das sie in Hast zusammengerafft hatten; von überall her kamen verängstigte Menschen, und die unheimlichsten Gerichte durchschwirrten die Stadt. Es war etwas geschehen, aber niemand wußte Bestimmtes, bis schließlich glaubwürdige Nachrichten kamen: Die Forts erster Linie Waelhem, St. Catherine und Waare wurden beschossen. Der Donner der deutschen Geschütze ließ die

Antwerpener nicht schlafen. Als sie nach schlaflos verbrachter Nacht den ganzen folgenden Tag über die deutschen Geschütze im Süden ihre Kriegsmusik spielen hörten, wurde manchem bis dahin so tapferen Antwerpener doch bang zumute. Er wanderte nach dem Hafen, um eine günstige Gelegenheit zur Abreise zu erwischen, und so trafen in den Hafensträßen Hunderte und aber Hunderte bedackter Gestalten zusammen, die der „stärksten Stadt Europas“ den Rücken kehren wollten. Freilich, wenn man die amtlichen Berichte las, war das ein unsinniges Vorhaben; die Forts halten Stand, die Zustände haben sich seit gestern nicht verändert, der deutsche Angriff ist abgeschlagen, der Munitionsvorbrauch der Deutschen steht völlig außer Verhältnis zu dem, was sie erreichen — so las man. Meinen flüchtende Soldaten erzählten, die Forts Waelhem, St. Catherine, Waare und Koningshoofd hätten den deutschen und österreichischen Geschützen nicht standgehalten, und diese Nachricht wirkte schnell. In Antwerpen brach fürchterliche Angst aus; es war wie die schwüle Stimmung vor einem Gewitter, es begann eine allgemeine Welle der Flucht sich nach dem Hafen zu ergießen. Sollte der Sturm auf die Stadt bevorstehen? Mit schrillum Geheul ratterten Militärautos durch die Straßen, eine Taube erschien über der Stadt, man beschloß sie mit Schrapnells, tötete dadurch einige neugierige Zuschauer, und das Endergebnis des Tages war, daß wieder kein Antwerpener nachts ein Auge zutun konnte.

Tags darauf wurde die Angst zur Panik: die amtliche Nachricht ließ durchblicken, daß den Belgiern ihre Tapferkeit nichts genützt hatte; sie hatten „sich in guter Ordnung auf die Nethe zurückgezogen“, aber die Deutschen sollen nur kommen, den Angriff fortzusetzen. Die Antwerpener wußten zwischen den Zeilen zu lesen; die erste Fortsklinie war durchbrochen. So mancher, der bis dahin noch an die Forts geglaubt hatte, wurde blaß vor Schrecken; wieder stürmten Scharen von Flüchtlingen zum Hafen, und diesmal war der Andrang stärker als je zuvor. Um die Schiffe nach Rotterdam entspann sich ein förmlicher Kampf, und man bot fabelhafte Summen, um von irgend einem Schlepddampfer nach Vlissingen mitgenommen zu werden. Aus der Panik wurde eine Art Desirium: die Deutschen sind in Duffel, in Lint, in Lier, so hieß es weiter, und nun schloß man alle Häuser zu und bestürmte die Behörden und Konsulate um Pässe.

Ein Umschlag in das krasse Gegenteil folgte alsbald! Die Ministerien bleiben in Antwerpen, wurde befohlen, und es erschien die Mitteilung, die Armee Kluds sei von den Verbündeten völlig geschlagen, 100.000 Deutsche seien gefangen, Antwerpen werde binnen 24 Stunden entfest,



Wirkung einer deutschen Zeppelinbombe in einem Hause des Südbahnhofviertels von Antwerpen.

Relig. Pressebüro.

ja die Engländer seien bereits in nächster Nähe. Alles atmete befreit auf, selbst die ärgsten Pessimisten schöpften wieder Hoffnung. Tatsächlich tauchten von irgendwo einige Engländer auf, denen man überall jubelte, ja man wollte in einem Auto das bekannte Gesicht Winston Churchills erblickt haben. So gab man sich wieder den schönsten Hoffnungen hin. Ganz Antwerpen blieb bis in die Nachtstunden auf den Beinen und staute sich in den Straßen der Hafengegend, wo man die Engländer erwartete. Viele wurden schließlich des Wartens müde und kehrten heim, ohne auch nur einen einzigen Engländer gesehen zu haben. Die aber, die ausharrten, wurden belohnt; tatsächlich erschien sehr spät ein langer Zug von kbfarfärbenen Männern; eine lange Reihe großer Wagen mit schweren Antwerpener Säulen bespannt, folgte mit riesigen Geschützen.

Bei der Nachricht von englischer Hilfe am 3. Oktober 1914 ging eine Welle beinahe phantastischer Zuversicht über die Stadt. Jubelnde Menschenmengen durchzogen die Straßen, und die Vorbereitungen für die Abreise der Regierung wurden aufgeschoben. Die Begeisterung dauerte bis zum 4. Oktober an. Die Kirchen waren überflutet von Menschen, die voll Dank waren für den guten Fortgang. Die Ankunft der englischen Verstärkungen war aber, abgesehen davon, daß diese Verstärkungen an Zahl viel zu gering waren und aus Leuten bestanden, die zum Teil noch nie ein Gewehr abgefeuert hatten, zu spät, da ein Sektor der Forts bereits zum

Schweigen gebracht worden war und die Deutschen außerordentlich starke Artillerie auf der von ihnen besetzten Seite des Flusses in Stellung brachten und die englischen Truppen bombardierten. Spät nachts, am 5. Oktober, sah ein belgisches Regiment, das einige Schützengräben bei Duffel besetzt hielt, einige Soldaten herankommen, die man für Engländer hielt, weil sie, als sie angerufen wurden, „Freunde!“ antworteten. Als zwei Wachtposten fielen, merkte man, daß man sich getäuscht

hatte. Die Deutschen stürmten nun die Schützengräben, wo der größte Teil der Besatzung im Schlaf lag, und töteten 1200 von 2000 Mann. Das war das dritte Unglück bei der Verteidigung. Das erste Unglück war, daß Fort Wavre durch einen unglücklichen Zufall in die Luft flog, das zweite die Abschneidung der Wasserzufuhr Antwerpens. Die Unruhe, die am 5. Oktober mit dem Bombardement der Vorstädte begann, wuchs am folgenden Tage bis zur Niedergedrücktheit, als der Strom von Flüchtlingen aus den Vorstädten in Antwerpen ankam. Es war klarer Mondschein, als das Bombardement am 8. Oktober begann. Vom ersten Schuß wurde die ganze Stadt erschüttert. Die Bevölkerung strömte auf die Straßen, der größte Teil der Armen der Stadt wanderte in gedrücktem Schweigen nach der Grenze. Die Flammen der brennenden Petroleumtanks hüllten die ganze Stadt in grauschwarzen Rauch, dazwischen sah man Flammengarben und brennende Häuser. Granaten wälzten ganze Häuser auf die Straße. Das Rathaus und der Dom blieben wie durch ein Wunder bei dem Bombardement unversehrt.

*

Die Antwerpener Blätter standen vom Anfang an unter einer äußerst strengen Zensur. Nicht einmal die Tatsache von dem Fall der Forts von Waelhem bis Vier durften sie melden, als schon deren Trümmer in den Händen der Deutschen waren. Die Bevölkerung durfte nicht erfahren, daß die Deutschen bereits über die

Netze vorgerückt waren. Allein am Ende war die Lage nicht mehr zu verleugnen, die Bevölkerung mußte aufs Schlimmste, auf die Beschließung vorbereitet werden.

Am 7. Oktober gelang es den Deutschen, über die Schelde zu setzen. Der Übergang wurde an einem Punkt zwischen Schoonaerde und Eghenem durchgesetzt. Die Deutschen hatten bereits mehrmals versucht, an der angegebenen Stelle über den Fluß zu kommen, ohne daß es ihnen gelungen war. Darauf änderten sie ihre Taktik. Anstatt in dichten Reihen gegen Schoonaerde vorzurücken, begaben sie sich nachts heimlich nach dem Ufer und legten dort eine Pontonbrücke.

Am nächsten Morgen um 6 Uhr bemerkte man 500 Infanteristen, die den Fluß unter Dedung schwerer Artillerie passierten. Belgische Streifwachen eröffneten das Feuer, mußten sich aber zurückziehen. Zu gleicher Zeit begannen die Deutschen den ganzen Fluß von Dendermonde bis Uitbergen entlang den Kampf. Der deutsche Angriff stieß auf kräftigste Gegenwehr, aber die Deutschen rückten in immer größerer Zahl vor und es gelang ihnen diesmal, durchzubringen. Diese stärkste belgische Stellung war unweit von Verlaer, wo mehrere Batterien die deutsche Pontonbrücke beschossen, die Deutschen konnten aber nur kurze Zeit aufgehalten werden.

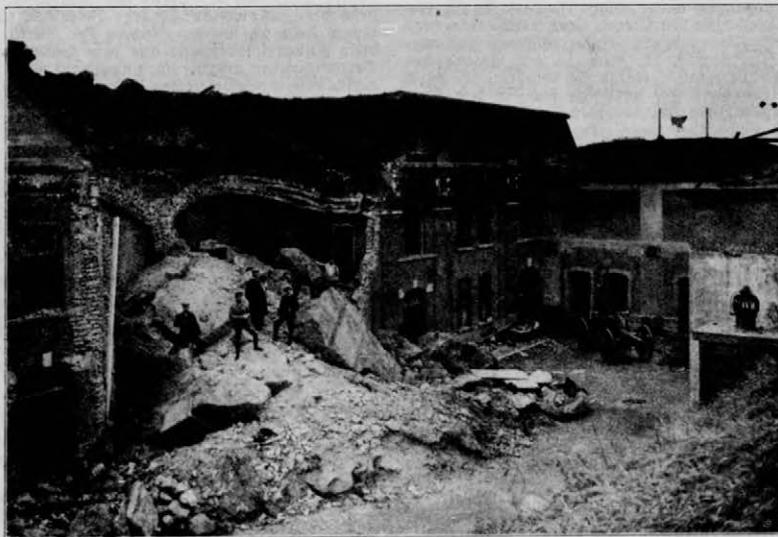
Im Laufe des Morgens brachten die Deutschen einige 10-Zentimeter-Geschütze herbei und letztere zwangen die belgische Artillerie, sich auf

die Stellung hinter Verlaer zurückzuziehen. Sobald die Deutschen den Fluß passiert hatten, riefen die Belgier Verstärkungen herbei, um sie aufzuhalten. In ihrem Rücken stand eine ganze Division der belgischen Feldarmee. Um halb 2 Uhr nachmittags war man längs der ganzen Linie in eine heftige Schlacht verwickelt.

Der Kampf wurde dadurch entschieden, daß die Deutschen schließlich eine Batterie über die Pontonbrücke herüberführten. Sie wurde schnell aufgestellt und eröffnete das Feuer gegen die Belgier östlich Verlaer. Das war der Anfang des Vorrückens der Deutschen am nördlichen Ufer der Schelde.

Die Flucht aus Antwerpen nahm ganz außerordentlichen Umfang an. Aber immer brach die Hoffnung wieder durch. Das Königspaar war abgereist, das Ministerium war verschwunden, aber sobald auch nur ein kleines Häuflein von Engländern eintraf, regte sich beispiellos und unerklärlicher Enthusiasmus. „Hoch die Engländer!“ riefen die vertrauensseligen Antwerpener, und die Engländer erzählten ihnen, soundsoviel tausend Mann seien noch unterwegs, alle mit großen Geschützen. Und die Leute brachen abermals in Hochrufe aus.

Aber bald begann die Arbeit der deutschen Kanonen wieder, und am Abend konnte man selbst von der Schelde aus den Widerschein der Feuersglut wahrnehmen. So nahe waren die Deutschen bisher noch nicht gewesen. Ein Hol-



Die Wirkung eines 42-Zentimeter-Mörfers am Fort Baelhem vor Antwerpen.

länder, der die Belagerung mit ihren Schrecken miterlebt hat, schildert seine Eindrücke folgendermaßen:

Kurz nach Mitternacht wurde ich in meinem Hotel durch heftiges Klopfen an meiner Tür geweckt. „Kommen Sie rasch hinunter, oder Sie werden verbrannt!“ Ich hörte einen schweren Schlag, darnach das Pfeifen einer Granate. Unten war alles beisammen, Wirt, Wirtin, Gäste, Personal; die meisten hatten schon gepackt, fertig zum Aufbruch. In dem Dunkel der Straßen schlichen die Flüchtlinge wie Schatten vorbei. Dann vernahmen wir wieder einige harte Schläge und einen entsetzlichen Lärm wie Raubvogelgeschrei. Fest drückten sich die Menschen aneinander, geduckt und gebückt, manche trocken an den Häusern entlang, von den Gästen kehrte keiner mehr in sein Zimmer zurück, außer um sich noch rasch vollends anzukleiden und sobald wie möglich zu flüchten. Auf dem düsteren Fluß wurden die Redungen beglichen. Ich konnte jedoch noch immer nicht glauben, daß in diesem Augenblick Antwerpen besessen werden würde und machte mir und anderen weis, das schreckliche Pfeifen komme von belgischen Granaten, die nach dem feindlichen Lager flogen.

Morgens um 8 Uhr stand die Stadt am Meer an zehn Stellen schon in Brand. Der Gasthof wurde geschlossen, allein ich kletterte auf das Dach und sah von acht, zehn, zwölf Stellen dicke Rauchwolken aufsteigen und dann vernahm ich auch wieder einen Schrei und sah eine Granate in hohem Bogen niedergehen, und wie die anderen laufe ich die Häuser entlang; alle Läden, Cafés, Gasthäuser waren geschlossen. In voller Einsamkeit lag die De Kanjer Lei da. Ich eilte über die Ringstraße hinweg. Hui! Hui! — erschreckt sehe ich mich um, dort, keine 200 Meter von mir, platzt eine Granate mitten auf der Ringstraße. Nun eile ich davon, taum gelange ich an dem Grünen Platz um eine Ecke, als wieder ein heftiger Knall hinter mir losgeht. Auf dem Meierplatz und der Biermonatstraße, wo erst kürzlich eine Bombe aus einem Zeppelin niedergegangen war, schlägt jetzt auch ein Geschoss ein. Fensterheben flirren, laut kreischend rennen Frauen und Kinder davon, einige Männer sind verwundet. Nun begeben sich mich in die Gegend der Schelde. Gerade wurden einige Verwundete, die durch Splitter eines Geschosses getroffen sind, in das Rathaus getragen. Ihre Wunden waren nicht tödlich.

An der Schelde wogt ein Menschenmeer, ein Wirrsal von Fahrzeugen, Kraftwagen, Karren, Bauernfischen usw. Nach dem anderen Ufer fährt die Ponte, vollgepfropft. Ich halte mich fest, denn eben geht wieder eine Granate nieder, aber es geschieht glücklicherweise nichts. Langsam schieben die Kraft- und Pferdewagen sich über die militärische Schiffbrücke. Auf dem Zudeksteeg kommt eine große Reihe von Munitionswagen für die Artillerie heran; auch sie kommen nicht durch, sie müssen warten. Ich versuche nun meinerseits wegzukommen, schleiche wieder die Häuser entlang, dem Süddiertel zu, nach dem Bahnhof. Kein Straßenbahnwagen rastelt mehr über das Geleise. Welch unglückliche inoalide Menschheit birgt so eine große Stadt! Menschen, die vorantampeln wie auf Krüden, weggeschoben werden in kleinen Karren, viele mit der Todesfarbe im Gesicht. Und über uns allen schwärmen noch andauernd die Tod und Verderben bringenden Geschosse. An dem Bahnhof finde ich natürlich alles geschlossen. Fahrzeuge sind nicht mehr aufzutreiben. Ich versuche mein Glück in nördlicher Richtung nach Holland zu. Untergwegs finde ich tatsächlich noch eine kleine Wirtshaus offen, wo ich zu essen und zu trinken erhalte. Mittlerweile ist es 2 Uhr geworden. Ich laufe wieder ein Stückchen weiter und wiederum — ich befinde mich nun

ganz im Norden der Stadt — geht auf einige hundert Meter von mir ein Geschoss nieder. In demselben Augenblick schlägt an der getroffenen Stelle eine schwere Rauchwolke in die Höhe. Bei Stuiwensberg, dem ersten Bahnhof jenseits Antwerpens, sehe ich, wie eine Gruppe Menschen auf den Geleisen läuft. Ich klettere hinauf mit der Frage: Wird wohl noch ein Zug kommen? Ein Eisenbahnarbeiter gibt uns Bescheid: „Nach einer Stunde.“ Wir entschlossen uns, zu warten. Zehn Minuten später winkte man uns, wir sollten nach dem Damm laufen, dort sehe ein Güterzug für Menschen bereit. Der letzte Wagen ist noch nicht voll, wir kletterten hinein. Bald darauf setzt sich der Zug in Bewegung.

Ich nahm an, daß unser Wagen überfüllt sei, eine kleine Strecke weiter wurden noch einige Leute eingeschoben. Die Türen mußten nach beiden Seiten aufgerissen werden, damit man nicht in dem Gedränge erstickt. Die erwachsenen Männer stellten sich an die Öffnungen, um ein Unglück zu verhindern. Unterwegs bricht eine Frau zusammen. Laut jammernd fängt ihre Tochter zu weinen an. Es gelingt uns, die Mutter wieder zu sich zu bringen. Wir gehören noch zu den Glücklichen, denn dort neben uns schließen sich Tausende und Tausende mühsam auf dem Wege fort. Ich frage mich, wo alle diese Menschen während der Nacht geblieben sind. Anscheinend mußte die Mehrzahl von ihnen unter freiem Himmel lagern. Ich schätze die Anzahl Flüchtlinge, die sich zwischen Antwerpen und Holland befinden, auf 200.000 bis 300.000, und wie alle diese Menschen mit Nahrung verlorget werden, ist mir ein Rätsel. Vor-sichtshalber hatte ich einige Stück Brot in die Tasche gesteckt, die ich nun am Abend in Rosenbaal nicht mehr nötig habe. Es gibt ja in den Wagen selbst Vieh-haber genug dafür.

In der Ferne hören wir immer noch Kanonen-donner. Wir sehen auf zahlreichen Stellen Rauch-säulen aufsteigen. Die Petroleumbehälter stehen in Brand, allein wir entfernen uns zu unserem Glück immer mehr von der Stelle des Schreckens. Irgendwo steht der Zug wieder längere Zeit still, gerade vor einem Feld mit weißen Rüben. Die Dorfjugend reißt diese Rüben bündelweise aus dem Boden, um sie den Verhungerten anzubieten, und gierig wird die Speise verschlungen. So erreichen wir endlich Eschen, oder richtig gesagt, den Bahnhof erreichen wir nicht, denn auf ungefähr eine Viertelstunde Abstand hält der Zug still. Von da bis zum Bahnhof stehen die Geleise voll von Zügen, alle mit Flüchtlingen gefüllt. Nur langsam können die Züge entleert werden. Ich bewege mich über das Geleise nach dem Bahnhof, wo ich gerade noch einen bereitstehenden Zug nach Rosenbaal besteigen kann. Es scheint, daß man von holländischer Seite auf die Antunft der Flüchtlinge vorbereitet war, denn Damen und Soldaten reichten den Ausgehungen Brot, andere Speisen und Erfrischungen.

Die Bevölkerung Antwerpens hatte fast in ihrer Gesamtheit den Kopf völlig verloren, als die deutschen Geschosse die Stadt selbst zu treffen begannen. Ganz Antwerpen flüchtete oder versuchte zu flüchten. Die meisten Flüchtlinge bezogen sich in einem Zustand rat- und hilf-losester Verwirrung und waren wie geistesgestört. Die Beschickung der Stadt hatte eben die Bevölkerung vollständig überrascht. Englands Truppen und schweren Geschütze hatte man als Beweis dafür angeführt, daß von deutscher Seite keine Gefahr mehr drohe. Noch am 7. Oktober

versicherten die Antwerpener Blätter und Militärsachverständigen, daß die Engländer und die belgische Besatzung nunmehr zweifellos durch einen gewaltigen Ausfall das schwache deutsche Belagerungsheer durchbrechen würden. Erst als das Bombardement der Stadt wirklich begann und gleich die ersten Granaten die Petroleumtanks und den Südbahnhof sowie viele Häuser in Brand setzten, kam der Volksmasse das Bewußtsein der drohenden Gefahr. Tausende drängten nun, als die Eisenbahnzüge schon nicht mehr abgelassen werden konnten, zur Seebrücke, viele barfüßig, nur notdürftig bekleidet, Bilder höchsten Elends, manche verschiedenartigsten Hausrat schleppend, um auf Fährten das andere Ufer zu erreichen. Man schätzte die Zahl der nach Holland Geflüchteten auf 250.000.

*

Die Übergabe Antwerpens.

Am 8. Oktober 1914 besagte der amtliche deutsche Bericht:

Vor Antwerpen ist das Fort Breendonck genommen worden.

Der Angriff auf die innere Fortslinie und damit auch die Beschießung der dahinter liegenden Stadtteile hat begonnen, nachdem der Kommandant der Festung die Erklärung abgegeben hatte, daß er die Verantwortung übernehme.

9. Oktober:

Heute vormittag sind mehrere Forts der inneren Befestigungslinie von Antwerpen gefallen.

Die Stadt befindet sich seit heute nachmittags in deutschem Besitz.

Kommandant und Besatzung haben den Festungsbereich verlassen.

Nur einzelne Forts sind noch vom Feinde besetzt.

Der Besitz von Antwerpen ist dadurch nicht beeinträchtigt.

10. Oktober:

Die ganze Festung Antwerpen einschließlich sämtlicher Forts ist in unserem Besitz.

Nach nur zwölfstägiger Belagerung ist Antwerpen mit allen Forts in unsere Hände gefallen. Am 28. September fiel der erste Schuß gegen die Forts der äußeren Linie. Am 1. Oktober wurden die ersten Forts erstürmt, am 6. und 7. Oktober der starke, angestaute, meist 400 Meter breite Netheabschnitt von unserer Infanterie und Artillerie überwunden.

Am 7. Oktober wurde entsprechend dem Haager Abkommen die Beschießung der Stadt angefündigt. Da der Kommandant erklärte, die Verantwortung für die Beschießung übernehmen zu wollen, begann mitternachts vom 7. zum

8. Oktober die Beschießung der Stadt. Zu gleicher Zeit setzte der Angriff gegen die innere Fortslinie ein. Schon am 9. Oktober früh waren zwei Forts der inneren Linie genommen und am 9. Oktober nachmittags konnte die Stadt ohne ernsthaften Widerstand besetzt werden.

Die vermutlich sehr starke Besatzung hatte sich anfänglich tapfer verteidigt. Da sie sich jedoch dem Ansturm unserer Infanterie und der Marineteilung sowie der Wirkung unserer gewaltigen Artillerie schließlich nicht gewachsen fühlte, war sie in voller Auflösung gestoben. Unter der Besatzung befand sich auch eine unlängst eingetroffene englische Marinebrigade. Sie sollte nach englischen Zeitungsberichten das Rückgrat der Verteidigung sein.

Der Grad der Auflösung der englischen und belgischen Truppen wird durch die Tatsache bezeichnet, daß die Übergabeverhandlungen mit dem Bürgermeister geführt werden mußten, da keine militärische Behörde aufzufinden war. Die vollzogene Übergabe wurde am 10. Oktober vom Chef des Stabes, des bisherigen Gouverneurs von Antwerpen bestätigt.

Die letzten noch nicht übergebenen Forts wurden von unseren Truppen besetzt.

Die Zahl der Gefangenen läßt sich noch nicht übersehen.

Viele belgische und englische Soldaten sind nach Holland entflohen, wo sie interniert werden.

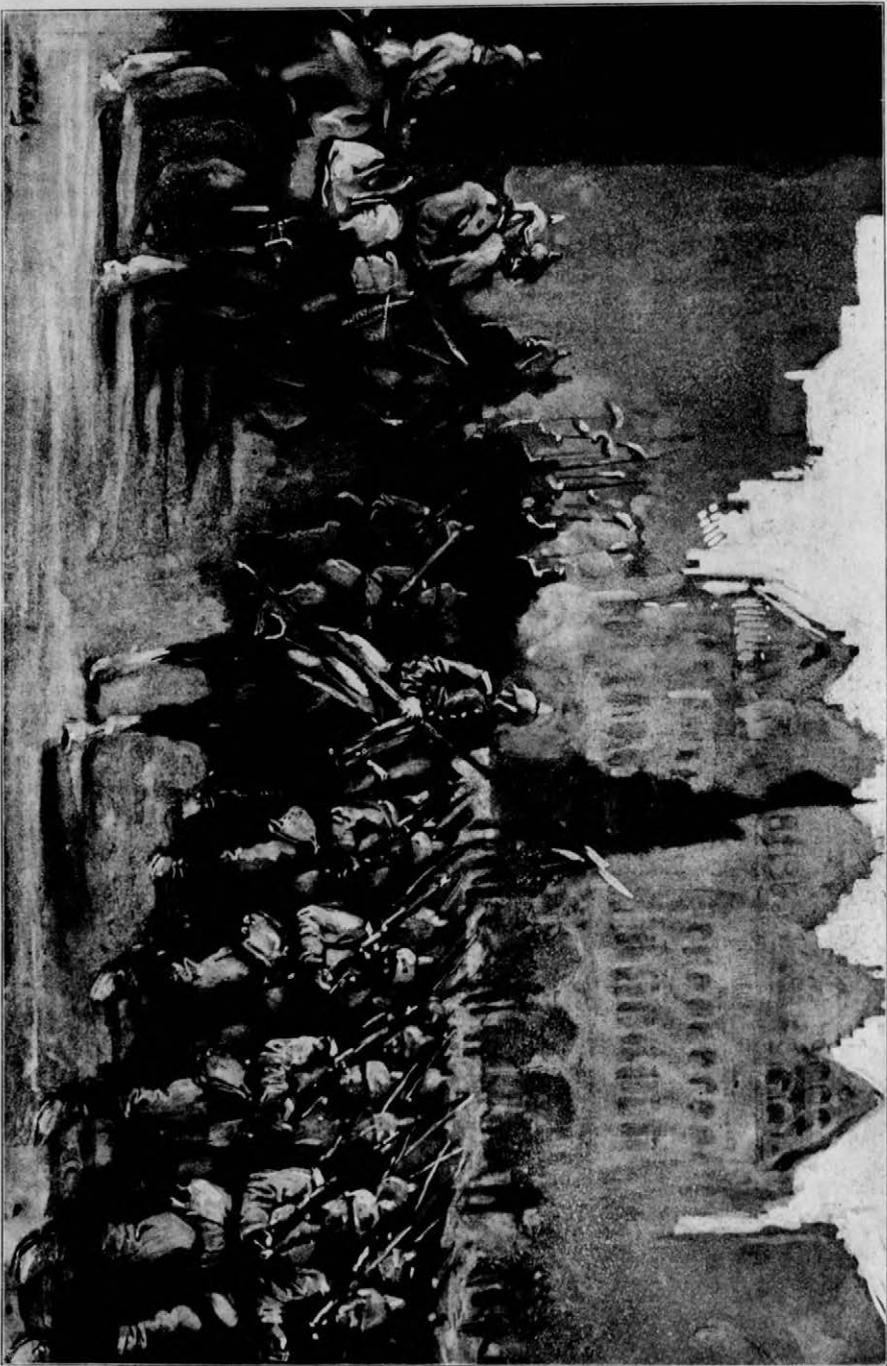
Gewaltige Vorräte aller Art sind erbeutet.

Die letzte belgische Festung, das „uneinnehmbare“ Antwerpen, ist bezwungen. Die Angriffstruppen haben eine außerordentliche Leistung vollbracht, die vom Kaiser damit belohnt wurde, daß ihrem Führer, dem General der Infanterie v. Beseler, der Orden pour le mérite verliehen wurde.

*

Die Kapitulation auf dem Stadthause von Antwerpen war ergreifend. Um 2 Uhr wurden die belgische, französische und englische Flagge niedergeböhlt, dafür die deutsche Flagge gehißt. Die Zuschauer in den Straßen weinten oder ballten die Fäuste. Die deutschen Truppen kamen still, ohne Gesang oder Musik, einmarschierend. Die Artilleristen als eigentliche Sieger hatten Blumen im Knopfloch.

Die Beschädigung der Stadt durch Bomben war verhältnismäßig unbedeutend. In der Keyserstraße, der Hauptstraße der Stadt, war nicht mehr als ein Dutzend Häuser ausgebrannt oder beschädigt. Kein öffentliches Gebäude oder monumentales Kunstwerk erlitt Schaden. Nur der Justizpalast wurde geringfügig beschädigt. In der Hauptgeschäftsstraße waren nur einige



Der Einsatz der deutschen Truppen in Antwerpen am 9. Oktober 1914.

Nach einer Zeichnung von G. Ross.

Kaffeess vernichtet. Der Marktplatz blieb völlig unversehrt.

Nach dem Einzug in Antwerpen verlangten die Deutschen sofort alle Feuerprizen und begannen die Löscharbeiten. Währenddessen brachten die Einwohner Erfrischungen.

General v. Bessler, der Befehlshaber der Belagerungstruppen von Antwerpen, erließ folgende Bekanntmachung:

Einwohner von Antwerpen! Das deutsche Heer betritt eure Stadt als Sieger. Keinem eurer Mitbürger wird ein Leid geschehen, euer Eigentum wird geschont werden, wenn ihr euch jeder Feindseligkeit enthaltet. Jede Widerseßlichkeit dagegen wird nach Kriegsrecht bestraft und kann die Zerstörung eurer schönen Stadt zur Folge haben.

*

Die „stärkste Festung der Welt“ war in deutschem Besitz; die Reste der belgischen Armee zusammen mit den englischen Marinesoldaten in panikartiger Flucht nach dem Westen, ein großer Teil bereits über die holländische Grenze gedrängt und entwaffnet. In erster Linie war dieser große Erfolg der schweren deutschen Artillerie zuzuschreiben, die, verstärkt durch österr.-ungar. Motorbatterien, Festung und Stadt unter ein verheerendes, unwiderstehliches Feuer nahm. Ein Fort nach dem anderen wurde zusammengeschossen und so konnte nach knapp zwölftägiger Belagerung ein Erfolg verzeichnet werden, wie ein größerer kaum je erzielt worden ist.

Wie es in dem eroberten Antwerpen ausseh, darüber geben Schilderungen von Berichterstattern Auskunft, die bereits in den ersten Tagen nach dem Falle der Festung sich durch den Augenschein von dem enormen deutschen Erfolg überzeugen konnten. So erzählt ein Kriegsberichterstatter unterm 10. Oktober 1914:

Das schon so oft gesehene Elend des Krieges begleitet die Fahrt schon von den ersten Ortschaften nördlich Brüssels an: zerstohene, verwüstete Dörfer, aus denen alles bürgerliche Leben gewichen zu sein scheint. Hoch oben vom Turm des Domes von Mecheln weht die deutsche Marineflagge, denn hier und in den ringsum liegenden Ortschaften haben die deutschen Marinetruppen geläufig und noch zum Teil ihre Quartiere. Mecheln ist noch immer verlassen. Wir sehen kaum ein halbes Duzend Einwohner in den Straßen, dagegen überall durch die zertrümmerten Fenster oder offenen Haustüren in leere, meist ausgeäumte Wohnungen. Ein großer Teil der Häuser ist jedoch ein Trümmerhaufen. Jenseits Mecheln treten die Spuren der letzten Belagerungskämpfe hervor: tote Pferde und Schweine am Wege, kastertiefe, trichterförmige Aufwühlungen der Landstraße oder des Feldes von mehreren Metern Durchmesser, die Wirkung der schweren Granaten, die endlose Reihe der niedergelegten Bäume und hie und da auch einem Steinfeld gleichgemachte Häuser an der Landstraße, die dem strategischen Bedürfnis der Belgier selbst, sich ein freies Schußfeld gegen die Belagerungsarmee zu schaffen, zum Opfer fielen. Von dem Orte Contich

aus geht die Straße zwischen den beiden Sperrforts 4 und 5 des inneren Befestigungsgürtels hindurch. Drahtverhaue umgeben sie nach der Südseite, und vor diesen noch eine andere Art von Verhaue. Auf etwa 50 Meter Breite ist das Feld vor den Drahtverhaue in seiner ganzen Ausdehnung noch durch kleine trichterförmige Löcher aufgewühlt, die, eines unmittelbar neben dem anderen, mit spitzen Wänden versehen, dem Sturmangriff ein neues Hindernis bereiten sollten. Es ist ebenso unnütz gewesen wie die Drahtverhaue vor der Wirkung der schweren Belagerungsgeschütze. An prächtigen Laubhäuern und partiarigen Gärten vorbei, die von der Beschießung in keiner Weise gelitten zu haben scheinen, fahren wir dann durch das Tor von Mecheln in die Vorstadt Berghen ein und weiter durch ihre Straßen und das Gassenwirre der inneren Stadt zur Place Verte, wo hoch vom Turm der Kathedrale die deutsche Fahne winkt.

Die Häuser sind fast überall geschlossen, nur wenige Menschen in den Straßen zu sehen. Die zur Straße gehenden niedrigen Kellerfenster sind mit Sandläden verstopft, ein Beweis, daß die Bewohner, soweit sie noch in ihren Häufern blieben, sich während der Beschießung in die Keller vertriehen. Die Sandläden sollten sie hier gegen die Granatplitter schützen. Sie und da sieht man ein Haus von einer Granate durchlöchert oder das Straßenspflaster davon aufgerissen. In der Nähe des Marché aux Souliers brennt es noch, und Feuerwehrlente sind mit Löschbehältern beschäftigt. Ebenso in der Place Verte. Ein Rundgang durch die Kathedrale zeigt uns, daß auch sie von einer Kugel getroffen ist. Eine Granate hat in dem Fenster des rechten Seitenschiffes gerade in der Ecke unten ein Loch von vielleicht 50 Zentimeter Durchmesser geschlagen und ist dann auf dem Steinboden der Kirche niedergefallen, ohne weiteren Schaden anzurichten. Sonst ist die Kathedrale vollständig unversehrt. Ebenso steht es mit dem in der Nähe liegenden Plantin-Museum und dem Rathausplatz. Hier lagern mehrere Kompagnien Infanterie. Ein Mann erzählt uns, daß ihr Regiment tags vorher um Mittag mit klingendem Spiel in die Stadt eingezogen ist, und als die Musik Pause machte, da ging es drohenden Schrittes unter dem brausenden Gesang des „Deutschland, Deutschland über alles!“ und anderer Siegeslieder weiter. Anfangs ließ sich von den Bewohnern fast niemand sehen. Scheu steckten nur einige die Köpfe um die Straßenecken hervor, um dem Einzug der „Barbaren“ zuzusehen. Als diese aber sich so gar nicht barbarisch benahmen, sondern nur friedlich singend darüberzogen, da kamen ihrer bald mehr hervor und noch mehr, und schließlich bildeten sich Trupps von Männern und Frauen, die mitzogen, als wäre es nicht der Feind, der einzog, sondern ein erlösender Freund. Mit dem Freundschaftsgefühl mußte es nun freilich nicht weit her sein. Aber ein Gefühl der Erlösung hat der Einzug der deutschen Truppen den noch in ihrer Stadt verbliebenen Einwohnern gebracht. Das räumte man offen ein. Die Musik und das Feuerwerk der deutschen Granaten waren ihnen doch zu unheimlich geworden, und Wasser hatte man selbst kaum noch zum Waschen. Das niedere Volk, das jetzt sich wieder in den Straßen zeigt, verhält sich stumm und neugierig, manche aber auch ziehen respektvoll den Hut oder rufen gar auf värmisch oder deutsch uns einen „Guten Tag“ zu.

Reges Leben herrscht unten am Hafen. Dort sind deutsche Offiziere und Mannschaften daran, den Inhalt der langen Stabenschuppen zu untersuchen. Ein erfreulicher Fund sind einige lange Reihen vollbeladener Kohlenwagen. Weniger wertvoll sind die Lager an belgischen Uniformstücken und Waffen, die dort aufgestaut liegen. Doch werden die neuen, warmen Mäntel, die darunter sind, wohl noch gute Verwendung finden. Die deutschen Staben und Hallen des Nord-

deutschen Flottilys und der Deutsch-Niederländischen und anderen Linien sind unbeschädigt. Ein Dampfer ist jedoch vor ihnen auf dem Strom nicht zu sehen. Man sieht die Schiffe aber weit unten auf der Schelde liegen. Zwei Schulschiffe des Hafens erklären uns auf unsere Fragen, daß man vor dem Abzug der Truppen kein Schiff im Hafen zum Sinken gebracht oder in die Luft gesprengt habe. Stromaufwärts lagern aber über dem Horizont dichte Rauchwolken. Dort muß ein großer Brand sein. Es sind die Petroleumtanks, die brennen, versichert man uns. Diesen wertvollen Brennstoff hat der Feind bei seinem Abzug nicht in die Hände der Deutschen fallen lassen wollen. Am Van Doyt-Staden sind die Pioniere bereits an der Arbeit, eine Pontonbrücke zum jenseitigen Ufer hinüberzuschlagen. Hier liegt das Fort „Tete de Flandre“. Bei dem Einzug der deutschen Truppen und ihrem Erscheinen am Hafen eröffnete es Lags vorher noch ein heftiges Feuer auf sie, das letztere kräftig über den Fluß erwiderten. Inzwischen hat es sich aber, wie auch

auf der Beschießung mit geringem Schaden und die zurückgebliebene Bewohnerchaft mit einem gelinden Schreden davon gekommen ist. Sie hat sich über den Beweis, daß die deutsche Artillerie ihr Los in der Hand hatte, offenbar klug und weise dieser Einsicht gefügt und sich ergeben, um größeren Schaden zu verhüten. Allem Anschein nach herrscht jetzt unter den Bewohnern der Stadt über die englischen Hilfstruppen, die für den Entschluß der Stadt so versagten und ihr Leben allem Anschein nach bei ihrer Verteidigung mehr schonten als die belgischen Truppen, keine freundliche Stimmung mehr.

Den Rückweg von der Stadt nach Brüssel zurück nahmen wir über Waelhem, den Mittelpunkt der Belagerungskämpfe nach der Eröffnung des schweren Artilleriefeuers gegen die Forts. Der Ort selbst ist in Grund und Boden geschossen. Kein Haus steht mehr, das nicht von den Granaten durchlöchert und in eine Ruine verwandelt ist, aber nicht von den deutschen, sondern von den belgischen Granaten. Das beweist der

Umstand, daß sie alle von der Nordseite aus in die Häuser eingeschlagen sind und ihr Zerstörungswerk verrichtet haben. Der Ort liegt nördlich von dem gleichnamigen Fort, und die Belgier wollten, als dies und der Ort von den Deutschen genommen waren, sie mit ihrem Granatfeuer wieder daraus vertreiben. Das Fort Waelhem gilt als eines der stärksten Sperrforts in der äußeren Fortslinie von Antwerpen. In Wirklichkeit ist weder eine Anlage, die in ziemlich hohen, alten Wällen die Geschütze und Panzertürme untergebracht hat, moderner Art, noch reich seine Artillerie aus, um der Wirkung der deutschen Geschütze ersten Widerstand entgegenzusetzen zu können. In der inneren Umwallung des Forts ist der Boden von den Ge-



Deutsche Schützengräben an der Bahnlinie Mecheln—Antwerpen.

alle anderen Forts, ergeben, und wenn die Pontonbrücke fertig ist, wird man seine Belagerung in Kriegsgefangenschaft abführen.

Hier liegt, am diesseitigen Staden, auch das unter dem Namen „Het Steen“ bekannte alte Burggebäude, das die wertvollen Stadtertüme von Antwerpen birgt. Wir treten ein und finden alles unverfehrt und an seinem Platze. Nur hat man die Vitruvina vorsichtigerweise ihrer Münzen und Medaillen entleert. Weiter fahren wir durch die Stadt, aus den engen Gassen des Hafenviertels in die breiten Straßen der Mittelstadt, über den Meir-Platz, die Leysstraße, die de Kenjer-Avenue zum Hauptbahnhof. Nur vereinzelt ist hier und da ein Tabak- oder Lebensmittelladen offen. Mit Mühe finden wir in der de Kenjer-Avenue einen Gasthof, der uns ein Mittagessen bereiten kann. Alles ist gestrichelt, das ganze Viertel leer und wie ausgestorben. Aber kein Gebäude hat hier gelitten, nirgends sieht man eine Spur der Beschießung. Auch der Hauptbahnhof ist unverfehrt. Der Gesamteindruck ist der, daß die Stadt Antwerpen im ganzen

geschossen der letzteren so aufgewühlt, daß für die Besatzungstruppen keines Verbleibens mehr darin war; und auch die Panzertürme verlagten bald vor der Wirkung unserer Geschütze. Eingebn, ihre Fahnen mit Eichenlaub, die Mündungen ihrer Gewehre mit Blumen geschmückt, begegnen uns auf dem Heimweg die deutschen Regimenter, die noch zur Besetzung der Forts und der Stadt heranrückten.

Ein anderer Berichterstatter erzählt:

Unmittelbar nach dem Falle Antwerpens verweilte ich zwei Tage in der alten Hafenstadt. Bei den ausgedehnten Landungsanlagen des Hafens sind die großen Handelschiffe verschwandn. In den Lagerplätzen der Deutschen Ostafrikalinie lag alles durcheinander; der Boden war besät mit Kaufmannsgütern aller Art. Es ist nicht festzustellen, ob die erste Plünderung dieser deutschen Güter durch die belgischen Soldaten, die Antwerpen von hier aus verließen, stattgefunden hat, oder vom Böbel, dem gegenüber die Polizei machtlos war. Jetzt waren deutsche

Soldaten dabei, für ihren Truppenteil den Bedarf an Schuhen, Sohlenleder, Unterzeug, Konserven und anderen nützlichen Dingen zu beden, soweit sie offen umherlagen und requiriert werden konnten.

Inzwischen stieß, von Schlepplämpfern gezogen, ein Floß nach dem anderen ab, das deutsche Soldaten, Pferde, Geschütze und Fahrzeuge nach dem anderen Ufer der Schelde hinüberbrachte. Dicht bei der Abfahrtsstelle lagen einige Eisenbahnladungen belgischer Uniformen, Waffen und Ausrüstungsstücke haufenweise auf der Erde.

Als wir zu den außerhalb der Stadt gelegenen gewaltigen Ölbehältern hinausfuhren, schlugen die ungeheueren Flammen aus den von den Belgiern angezündeten Petroleumlagern noch immer gegen den Himmel und schwarze Rauchwolken hüllten die ganze Gegend ein. Zu löschen war da nicht und der Brand dauerte einige Tage, bis der letzte der angezündeten Petroleumtürme ausgebrannt war und die dicken eisernen Wände durch die große Hitze gebogen wie zusammengemittertes Papier über- und durcheinanderlagen. Es haben auch Explosionen der Petroleumfessel stattgefunden, und der Luftdruck hat die Scheiben der Häuser im weiten Umkreis eingedrückt, die Ziegel von den Dächern gehoben.

Eine Lokomotive und mehrere Güterwagen liegen in der Nähe zum Teil zertrümmert neben der Bahnstrecke. Vielleicht hat auch sie die Explosion aus dem Geleise gehoben. Die durch die Beschichtung im Innern Antwerpens entstandenen Brände sind gelöscht und nur wenige Brandnachen der Feuerwerke sind noch in Tätigkeit. Der Schaden ist verhältnismäßig gering, da die deutsche Artillerie, um die Stadt sowie als möglich zu schonen, zunächst nur Geschosse kleineren Kalibers gleichmäßig über alle Stadtteile verteilte. Hierdurch sollte den Bürgern vor der eigentlichen großen Beschichtung der Ernst der Lage klar werden.

Die Übergabe erfolgte für die Antwerpener gerade zur richtigen Zeit, denn schon stand der Kanonier erwartungsvoll bereit, um auf das Kommando „Feuer“ das erste Geschöß der „dixen Bertha“ hinüberzujuden.

Schon in den ersten Oktobertagen hatte der König die Übergabe der Stadt, die nicht mehr zu halten war, in Erwägung gezogen. Da kamen die Engländer und widerlegten sich aufs heftigste. Sie gebärdeten sich vollkommen als die Herren Antwerpens und machten der Regierung Vorwürfen.

Bald darauf setzte die Flucht ein, die Bemittelten fuhren in überfüllten Schiffen nach England oder mit Wagen nach Holland, die Hauptmasse aber der 400.000 Einwohner zählenden Stadt zog zu Fuß hinaus. Viele Hunderte Flüchtlinge habe ich zurückkommen gesehen. Die meisten schlepten in großen Bündeln mit sich, was sie als Nützlichstes oder Wertvollstes bei der Flucht zusammengegrast hatten. Oft drohten Frauen und Mädchen unter der schweren Last zusammenzubrechen, und wenn ihnen mitleidige Soldaten aus den vorbeimarschierenden Regimentern ein Stück Brot reichten, warfen sie die Bürde ab und stürzten sich zu Duzenden darauf. Viele hatten die weinenden Kinder auf Schiebkarren gesetzt und schoben sie vor sich her.

Ein Bild wird mir unvergänglich bleiben. Ein von Alter gebeugter Großvater, ein Mann von wenigstens 75 Jahren, der zitternd und schwankend drei Enkelkinder auf einem Schiebkarren fuhr und noch acht zu geben suchte, daß die ermatteten Kleinen nicht von der Karre hinunterstürzten.

Flüchtlinge anderer Art sahen wir bei der Rückfahrt von Antwerpen nach Brüssel. Es waren die Bauern, deren Dörfer zwischen den Forts und Antwerpen gelegen sind, um die erbittert gekämpft worden ist. Die Leute waren zunächst nach Antwerpen

und von da wegen drohender Beschickung weiter gestücht. Ihre Habe hatten sie auf Wagen verladen und ihr Vieh vor sich hergetrieben. Oft bestand es nur aus einer einzigen Ziege. Nun kehrten sie zurück zu Haus und Hof, glücklich darüber, daß das fürchterliche Krüllen der Kanonen nicht mehr in ihren Ohren klang und daß sie wieder mit ihrer Arbeit beginnen konnten. Doch Schreckliches wartete ihrer. Wo früher ihr Haus stand, ihr Garten blühte, da war nur ein Schutthausen, ja, die ganze Gasse, das ganze Dorf war ein einziges großes Trümmerfeld.

Ich sah Frauen vor den Ruinen sitzen; starren Auges blickten sie ins Weite, sie hatten keine Tränen mehr, sie merkten nicht, daß die zurückgebliebene halb verhungerte Kacke sich zärtlich und ängstlich zugleich an die Herrin schmiegte. Alles war ihnen gleich und man sah es ihnen an, sie hatten nur noch einen Wunsch: der Tod möge kommen und sie von allen diesen Schrecknissen und Übeln erlösen.

In Antwerpen suchte ich soviel wie möglich von Einheimischen zu erfahren und wanderte noch spät nachts durch die leeren Straßen, in denen die Schritte unheimlich widerhallten und man nichts hörte als das Heulen und Winseln der von den Flüchtlingen zurückgelassenen hungernden und durstenden Hunde. Wo ein Lichtschein verriet, daß noch Leute zusammen waren, kehrten wir auf kurze Zeit ein.

Bis zum Abzug der belgischen, französischen und englischen Truppen wurde das Volk in dem Glauben erhalten, daß Antwerpen uneinnehmbar sei und man die Deutschen zurückgeworfen habe. Den verständigen Bürgern wollte zwar nicht recht in den Kopf, daß trotz der Abweisung der deutschen Angriffe der Kanonendonner täglich näher an die Stadt heranrückte, aber die bestimmten Erklärungen in der Presse beruhigten dann wieder darüber. Dafür, daß die Lügenmährchen, welche über die Deutschen in die Welt gesetzt wurden, von der belgischen Militärverwaltung selbst ausgingen, wurde der Beweis in der Probabteilung des Generalstabes des belgischen Kriegsministeriums zu Antwerpen gefunden.

Ebenso schlimm wie die schriftlichen Berleumdungen sind die durch Bilder in vielen hunderttausend Stücken verbreiteten. Diese Bilder sind das Scheußlichste, was man sich vorstellen kann. Man sieht da, wie deutsche Soldaten mit lachendem Ausdruck, teuflischer Freude und Genugtuung wehrlose und unschuldige Frauen und Kinder zerschleichen und in brennende Häuser nach Kindern schießen. Dann ist eine Infanteriebrigade abgebildet, die auf den Bajonetten abgeschlagene Köpfe von Belgiern trägt; fast jeder Mann hat irgendeinen gestohlenen Gegenstand unter dem Arm oder auf dem Rücken. Im Vorbeigehen schlägt ein Offizier mit dem Säbel einer Frau den Schädel ein. Ein anderes Bild auf demselben Bogen zeigt, wie Deutsche auf das rote Kreuz schießen, wie sie durch Händehochhalten, als wollten sie sich ergeben, die Belgier heranlocken, um sie mit Maschinengewehren niederzumähen.

Am stärksten sucht man auf die Bevölkerung einzuwirken, indem man die deutschen Soldaten als Gottesläugner und Kirchenschänder darstellt. Auf einem großen Bilde sieht man das Innere einer Kirche, in der betrunzene Deutsche, mit dem Ernat der Priester bekleidet, den Kelch in der einen und die Weinflasche in der anderen Hand und den Helm auf dem Kopfe, die heiligen Handlungen nachäffen, während andere Soldaten die weinenden belgischen Frauen mit dem Gewehrkolben aus der Kirche hinausstoßen.

Die in Kunstdruck ausgeführten Bilder sind zum Teil von Künstlern gezeichnet und versehen bei dem sorgfältig durchgeführten Gesichtsausdruck der Hauptpersonen ihre Wirkung nicht. In drei Spra-

chen, Holländisch, Französisch und Englisch, sind die Unterschriften verfertigt, um auch im Auslande die größtmögliche Verbreitung zu fördern. „Deutsche Art der Kriegführung“, lautet der Haupttitel des mir vorliegenden Plakats, seine Untertitel lauten: „Ihre Achtung vor dem Kreuz“, „Sie entweißen die Kirchen“, „Die Brandstifter des Hospitales von Termonde“, „Wie sie unsere tapferen Soldaten töteten“, „Er mordung des Bürgermeisters von Soumagne“.

Nachdem ich diese Bilder gesehen, kann ich ihre aufreizende Wirkung wohl begreifen, und kann verstehen, wie sich das belgische Volk zu den fanatischen Wahnsinnstaten konnte hinreißen lassen, die zu Strafgerichten wie in Löwen zwangen. Diese Bilder werden wertvolle Urkunden dafür bilden, wie die belgische Regierung das Volk in den Krieg und in das Unglück hineingehegt hat.

Nun, da die Wahrheit an den Tag gekommen ist und die Leute sehen, wie ruhig und ordentlich sich die deutschen Soldaten betragen, wie sie höflich einkaufen und bar bezahlen, wendet sich ihr ganzer Zorn gegen die hinterhältigen Engländer. Mit Entrüstung erzählen sie, wie diese erst versprochen, mit viel mehr Rekruten rechtzeitig zum Entsatz einzutreffen, wie sie die Belgier im Stiche ließen und schließlich die rechtzeitige Übergabe der Stadt verhinderten.

Die Bewohner der Provinz Flandern, zu der Antwerpen gehört, sind germanischen Ursprungs, und germanischer Kultur und germanischem Geist dankt Antwerpen, was es ist. Der Kampf gegen den französischen Einfluß wurde hartnäckig geführt, aber allmählich gewannen die Französlinge die Oberhand, obgleich die Sprache des Landes immer noch flämisch ist. Aus diesen Verhältnissen erklärt sich wohl, wie es kommt, daß die in Antwerpen zurückgebliebenen Leute die Deutschen freundlich, beinahe kameradschaftlich empfangen. Schon am Abend der Ankunft war ausgefallen, daß Männer und Frauen der mittleren Stände in Gruppen mit deutschen Soldaten gemächlich

zusammenstanden und sich über ihre Erlebnisse bei der Beschießung und Belagerung erzählten.

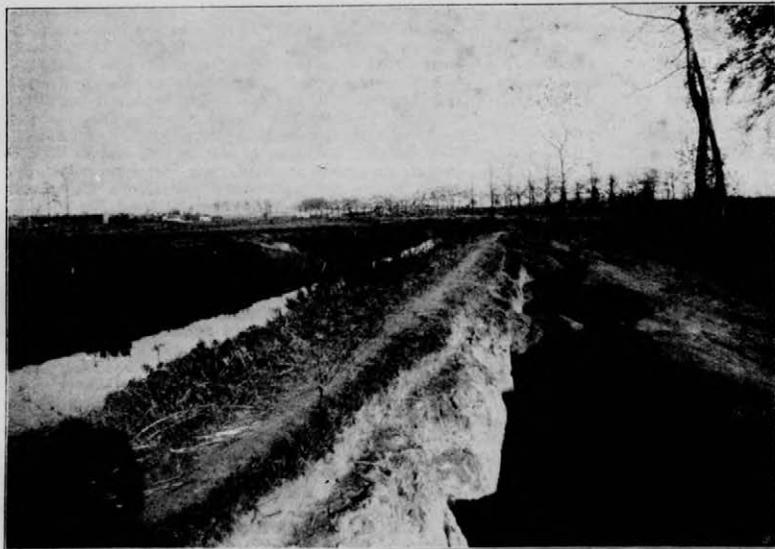
Die flämische Sprache, eine Art Plattdeutsch, ermöglichte die Verständigung. Außerdem sprechen sehr viele Antwerpener Deutsch. In den Wirtschaften überall daselbe Bild. Die Bürger hatten die Soldaten zu einem Glas Bier eingeladen und betonten, daß sie auch germanischen Ursprungs seien und die Deutschen ihnen ihrem natürlichen Gefühle nach näher stehen als die Franzosen. Wenn auch die Dankbarkeit dafür, daß ihnen die Not einer schweren Beschießung und die gänzliche Zerstörung der Stadt erpart blieb, die Antwerpener in Augenblicklicher Aufwallung dazu brachte, in den Deutschen ihre Retter zu erblicken, deren Erscheinen mit Freude begrüßt wurde, so glaube ich doch, daß das Verhältnis nachhaltig ein gutes bleiben wird. Es ist da eben ein Stammverwandter und ganz anderer Menschenschlag als in Brüssel, das aus seiner erbitterten Feindschaft gegen die Deutschen kein Hehl macht.

Die Westseite des großen Marktplazes in Antwerpen wird durch das im 16. Jahrhundert im klassischen Renaissancestile erbaute Rathaus eingenommen, und auch an den anderen Seiten erhebt sich eine stattliche Anzahl bemerkenswerter Bauwerke aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Inmitten dieses schönen Platzes hatte sich, als wir am 10. Oktober dort vorbeikamen, eine Infanteriewache auf mehreren Bündeln Stroh niedergelassen. An einer Seite des Platzes zog eine Munitionskolonnen vorbei.

Im Rathaus gingen Ordonnanzen ein und aus, denn hier war der Sitz der Kommandantur. Eine lange Reihe von Männern und Frauen, von belgischen Polizisten in Ordnung gehalten, stand dort. Sie wollten meist Erlaubnisscheine, um die deutsche Postkette durchschreiten und ihre städtigen Verwandten aus dem Norden zurückholen zu können.

Unweit hiervon befindet sich die stolze Kathedrale, die größte Kirche Belgiens; von ihrer Spitze weht jetzt stolz die Flagge schwarz-weiß-rot. In diesem Stadtteil, der an den Quai van Dyd mit den großen Lagerhallen anstößt, herrschte, durch deutsche Truppen und den Zusammenfluß von Neugewertigen veranlaßt, reger Verkehr. Die Hallen und großen Speicher dort bergen für viele hundert Millionen Mark Getreide, Wolle, Waffen und andere Güter, die für unsere Heere und unser Volk während des Krieges von großer Bedeutung sind.

Das Innere der Stadt aber, die breiten Boulevards sowohl



Deutsche Schützengräben vor Antwerpen.

Die richtige Lebensweise.

Von Med. Dr. F. Schürer v. Waldheim. Mit 8 Tafeln, 12 Abbildungen enthaltend. 10 Bogen. Groß-Ottav. Geh. 3 K = M. 2.50. Gebdn. K 4.20 = M. 3.50.

Die gesellschaftliche Konversation.

Anleitung zur Anknüpfung und Führung inhaltreicher und der guten Lebensart gemäßer Gespräche für Besuche, Zusammenkünfte an öffentlichen Orten, Soireen, im Theater und Konzert, auf Bällen und bei allen anderen Anlässen des geselligen und sonstigen Verkehrs unserer Zeit. Von A. G. Schimmer. 18 Bogen. Ottav. Kartoniert K 2.50 = M. 2.25.

Goldene Schatzkammer von 1400 Vorschriften zur Begründung und Vermehrung des Wohlstandes und zur Hebung der Gewerbe.

Nach den neuesten Erfahrungen in der Landwirtschaft, der technischen Chemie und der Gemberkunde. Von J. Meyse. Fünfte Auflage. 12 Bogen. Ottav. Geh. 2 K = M. 1.80.

Neues deutsches Märchenbuch.

Von Ludwig Bechstein. Fracht-Ausgabe: 81. Auflage. Mit 16 Farbendruckbildern und 60 Holzschnitten. 18 Bogen. Ottav. Gebdn. K 3.60 = 3 M. Volks-Ausgabe: 86. Aufl. Mit 1 Titelbild und 60 Holzschnitten. 18 Bogen. Klein-Ottav. Kart. K 1.40 = M. 1.20.

Das neue Toastbuch.

Eine reichhaltige Sammlung von vorzüglichsten ersten und heiteren Originaltrinksprüchen und Reden in Vers und Prosa für alle vorkommenden Gelegenheiten. Herausgegeben von L. Rosner. Zweite Aufl. 15 Bogen. Ottav. Geh. K 2.20 = 2 M. Gebdn. K 3.50 = 3 M.

Das neue Vortragsbuch.

Eine reiche Auswahl erster u. heiterer Deklamationsstücke mit Originalbeiträgen. Herausgegeben von L. Rosner. 22 Bogen. Ottav. Geh. 4 K = M. 3.60. Gebdn. 5 K = M. 4.60.

Die Kunst d. Deklamation.

Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, die Kunst des ästhetisch-mündlichen Vortrages für den geselligen Zirkel, den Konzertsaal und die Bühne durch Selbstunterricht sich anzueignen. Von Dr. Rafael Hellbach. 15 Bogen. Ottav. Geh. 2 K = M. 1.75.

Inschriften-Lexikon für Schau- und Trinkgerät.

Darunter Sprüche für Sänger, Turner, Schützen, für Stand, Beruf, Gewerbe, Vereine und Sport jeder Art. — Mit einem Anhang: Das Wirtshaus. Herausgegeben von Ernst Diebl. 14 Bogen. Ottav. Geh. K 3.30 = 3 M.

Die Kunst, Schauspieler zu werden.

Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, die Kunst der dramatischen Darstellung durch Selbstunterricht sich anzueignen. Von Dr. Rafael Hellbach. Zweite Auflage. 12 Bogen. Ottav. Geh. K 1.80 = M. 1.50.

Die Kunst des vorzüglichen Gedächtnisses.

Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, diese Geisteskraft in bezug auf Kunst, Wissen und die Vorkommnisse des täglichen Lebens durch Selbstübung in staunenswertem Grade zu stärken. Von Dr. Rafael Hellbach. Zweite Auflage. 12 Bogen. Ottav. Geh. 2 K = M. 1.80.

Anleitung zur Dichtkunst.

Ein allgemein verständlicher Leitfaden, die Kunst der Poesie in bezug auf Form, Versmaß und Reim durch Selbstunterricht zu erlernen. Von Otto Müller. Zweite, von A. G. Schimmer bearbeitete Auflage. 15 Bogen. Ottav. Geh. K 2.20 = 2 M. Gebdn. K 3.30 = 3 M.

Die Kunst d. Beredsamkeit.

Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, des geschriebenen und lebendigen Wortes in der Umgangssprache und Schriftsprache durch Selbstunterricht Meister zu werden. Von Otto Müller. Dritte Auflage. 12 Bogen. Ottav. Geh. K 1.80 = M. 1.50.

Die Kunst, Maler zu werden.

Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, sämtliche Zweige der Malerkunst durch Selbstunterricht, auch ohne Vorkenntnisse der Zeichnungskunst, sich anzueignen. Von Rafael Sanzio. Dritte Auflage mit 27 Abbildungen. 15 Bogen. Ottav. In illustriertem Umhlag geheftet K 2.20 = 2 M.

Die Holzbrandtechnik

in allen ihren Anwendungen. Mit Berücksichtigung des Brennens auf Leber und Stoff. Von Oskar v. Szabanski. 2. Aufl. Mit 10 Tafeln. 6 Bogen. Ottav. Geh. K 1.60 = M. 1.50. Gebdn. K 2.40 = M. 2.20.

Der Anekdoten-Schatz

oder Pillen gegen üble Laune und Langeweile. Gesammelt von Friedrich Arzweil. 11. Auflage von Hieronymus Jods. 20 Bogen. Ottav. Geh. 1 K = M. 1.80. Gebdn. 3 K = M. 2.70.

Anekdoten-Bibliothek.

Tausend und ein lustige Geschichten, Anekdoten, Scherze, Pikanterien, Witzworte usw., Charakterzüge berühmter Personen, Reisen, Jagd- und Solbatenabenteuer. Mit 24 Illustrationen. Zweite Auflage. 72 Bogen. Groß-Ottav. Gebdn. K 6.60 = 6 M.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen aus:



A. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig



Wer die Ereignisse der Gegenwart in ihrem ganzen Umfange verstehen will,
bestelle das Werk:

Der europäische Krieg und der Weltkrieg

Historische Darstellung der Kriegsereignisse von 1914—15

Von **H. Hemberger**

Mit vielen Illustrationen, Porträts, Karten und Plänen
Erscheint in etwa 40 Heften, jedes 50 Heller = 40 Pfennig,
oder in vier Abteilungen, geheftet; jede 5 K = 4 M.

Vom gleichen Verfasser
erschienen früher:

Illustrierte Geschichte des Balkankrieges 1912—13

Von **H. Hemberger**

Mit 513 Abbild., 25 Textkarten u. 2 mehrfarb. großen Karten der Balkanländer. 162 Bogen. Quart
Zwei Bände, jeder 15 Kronen = 12 Mark 50 Pfennig

Die hohe Bedeutung des letzten Balkankrieges nicht nur für die Balkanhalbinsel selbst, sondern auch für ganz Europa und bezüglich der Vorbereitung des jetzigen Weltkrieges kommt in diesem Geschichtswert zum Ausdruck. Hemberger hat darin eine Kraft der Anschaulichkeit, wie sie sonst ähnlichen Werken nicht innewohnt. Schritt für Schritt ist er mit den Ereignissen gegangen, aber trotz ihrer wirbelnden, sich überfüllenden Fülle hat er doch keines übersehen, keines vergessen. Mit der Gewissenhaftigkeit des echten Geschichtsschreibers hat er sie geordnet, aneinandergereiht, so daß man die tieferen Ursachen und die logischen und psychologischen Zusammenhänge begreift, die man im Wirbelsturm der Geschehnisse selbst nie recht zu überblicken vermochte.



Preisermäßigung der Zeitschriften:



Deutsche Rundschau für Geographie

Jahrgang 1—36 (1878—1914)

Jeder Jahrgang geheftet 15 K =
M. 13.50

Drei Jahrgänge auf einmal bezogen:
geheftet à K 6.60 = 6 M.
gebunden à K 8.50 = 8 M.

Alle 36 Jahrgänge auf einmal be-
zogen:
geheftet 210 K = 178 M.
gebunden 290 K = 250 M.

Der Stein der Weisen

Unterhaltung und Belehrung aus allen Ge-
bieten des Wissens. Reich illustriert

Jahrgang 1—25 (1889—1910)

Geheftet:

Ein Jahrgang (statt K 14.40 =
12 M.) nur 6 K = 5 M.
3 Jahrgänge zusammen 15 K = 13 M.
10 Jahrgänge zusammen 45 K = 39 M.
alle 25 Jahrgänge zusammen. 90 K = 78 M.

Gebunden:

Ein Jahrgang (2 Bde.) (statt
20 K = 17 M.) nur 10 K = 8.50 M.
3 Jahrgänge (6 Bde.) zus. 27 K = 23 M.
10 Jahrgänge (20 Bde.) zus. 81 K = 69 M.
alle 25 Jahrg. (46 Bde.) zus. 160 K = 136 M.

Neueste Erfindungen und Erfahrungen

Jahrgang 1—41 (1873—1914)

Jeder Jahrgang geheftet 10 K =
M. 8.50

Drei Jahrgänge geheftet auf einmal
bezogen à K 7.20 = M. 6.50

Alle 41 Jahrgänge auf einmal,
geheftet 215 K = 185 M.

Sämtliche Jahrgänge sind auch ge-
bunden zu haben. Einbandaufschlag
pro Jahrgang 2 K = M. 1.75

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen aus:



H. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig

